

GIANRICO CAROFIGLIO

Eine Nacht in Bari



GOLDMANN

Gianrico
Carofiglio

Eine Nacht
in Bari

Aus dem Italienischen
von Viktoria von Schirach

GOLDMANN

Inhaltsverzeichnis

Autor

Von Gianrico Carofiglio außerdem bei
Goldmann lieferbar:

Widmung

Inschrift

EINS

ZWEI

DREI

VIER

FÜNF

SECHS

SIEBEN

ACHT

NEUN

ZEHN

ELF

ZWÖLF

EPILOG

Copyright

Buch

Giampiero, Paolo und der Ich-Erzähler waren zu Studiumszeiten unzertrennliche Freunde. Sie haben all die in diesem Lebensabschnitt wichtigen Erfahrungen zusammen erlebt: nächtliche Spritzfahrten, Kneipentouren, die erste Liebe – und die Ablösung von zu Hause, den ihnen allen gemeinsamen Traum, der Provinzstadt Bari eines Tages zu entkommen. Nach dem Abschluss verlieren sie sich aus den Augen, der eine wird erfolgreicher Notar und fährt Luxusautos, der andere geht nach Chicago und wird Universitätsdozent. Der Ich-Erzähler, der damals den

größten Drang verspürte, die Stadt zu verlassen, ist geblieben und Schriftsteller geworden. Zwanzig Jahre später treffen die drei sich wieder und verbringen eine Nacht auf den Straßen und in den Lokalen Baris. Es ist vielleicht das letzte Mal, dass sie sich in dieser Konstellation treffen, und es vermischen sich Unbehagen, Spannungen, Groll, aber auch ein tiefes Zusammengehörigkeitsgefühl, Wehmut und Sehnsucht nach den alten Zeiten. Die drei alten Freunde entdecken zwischen Buchhandlungen, Bäckereien und altbekannten merkwürdigen Gestalten ihre Vergangenheit wieder, geben sich ihren Erinnerungen hin und durchleben wichtige Episoden der eigenen

Geschichte zusammen noch einmal.

Wunderschön beschreibt Carofiglio seine Heimatstadt, Straßen, Plätze und die damit verbundenen Ereignisse, Gerüche, Geräusche und Geschmäcker – eine Liebeserklärung an Bari und seine Bewohner!

Autor

Gianrico Carofiglio, geboren 1961 in Bari, arbeitete lange als Anti-Mafia-Staatsanwalt in seiner Heimatstadt. Seit 2007 berät er die italienische Regierung im Bereich Organisierte Kriminalität. Die Liebe zu seiner Geburtsstadt wird auch in seinen Guido-Guerrieri-Krimis offenbar, in denen die engen Gassen, die Bürgerhäuser und der Hafen Baris neben dem sympathischen Ermittler die wichtigste Rolle spielen.

Von Gianrico Carofiglio
außerdem bei Goldmann
lieferbar:

Reise in die Nacht. Roman (46429)

In freiem Fall. Roman (46708)

Gesetz der Ehre. Roman (46792)

Die Vergangenheit ist ein gefährliches
Land

(gebundene Ausgabe, 31183)

Für

Giorgia, Alessandro und Francesca

Alles das hat sich mehr oder weniger
zugetragen.

Kurt Vonnegut, *Schlachthof 5 oder Der
Kinderkreuzzug*

Schreiben ist kein Spiegel, eher das Milchglas
der Duschkabine, wo der Körper zerfällt und nur
sein Schatten durchscheint undeutlich aber echt.

(...)

Deshalb ist das Wichtige hinter das
Wasserzeichen zu schauen, wenn ich der
Fälscher bin und nur das Wasserzeichen mein
Werk ist.

*Valerio Magrelli, Poesie (1980 -1992) e altre
poesie*

EINS

Die Musik ertönte aus einem fernen Internet-Radio und Willie Nelson sang gerade »You were always on my mind«, als das Telefon klingelte.

»Wer bin ich?«

Auf jeden Fall ein Störenfried, dachte ich, ohne die Stimme spontan einordnen zu können.

»Keine Ahnung, vielleicht kannst du es mir verraten?«

»Mein Gott, bist du humorlos. Wer keinen Humor hat, hat verlangsamte Reflexe, wusstest du das?«

Giampiero.

Giampiero Lanave.

Was bewog Giampiero Lanave an jenem Dezemberabend 2007, mich anzurufen? Unser letztes Telefonat lag über zwanzig Jahre zurück. Deutlich mehr als zwanzig Jahre. Ich wohnte damals woanders, und wir lebten alle in einer anderen Welt. Danach war ich ihm zwar mehrmals über den Weg gelaufen – wir lebten schließlich in derselben Stadt –, aber wir hatten nie wieder telefoniert und uns nie wieder verabredet.

»Giampiero?«, sagte ich mit einem kaum merklichen Zögern.

»Genau. Hat zwar ein bisschen gedauert, aber immerhin. Na, was treibst du so?«

Er tat so, als hätten wir uns erst vor ein paar Stunden gesehen, und ich antwortete zu meiner eigenen Überraschung mit derselben unangebrachten Selbstverständlichkeit.

»Ach, nichts Besonderes, ich höre gerade Musik und frage mich, was ich heute Abend noch unternehmen könnte.«

»Das kann ich dir sagen. Wir kommen dich gleich abholen, und dann gehen wir zusammen essen und unterhalten uns über die guten alten Zeiten.«

»Wir?«, fragte ich.

»Wir«, stellte sich heraus, waren er und Paolo Morelli.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis mir klar war, dass es *der* Paolo Morelli

war. Soweit ich wusste, war der jedoch ziemlich weit weg.

Aber das war offensichtlich nicht der Fall. Paolo Morelli war in Bari, zusammen mit Giampiero Lanave, und die beiden würden in Kürze vor meiner Haustür stehen. Um mit mir zusammen essen zu gehen. Damit wir uns *über die guten alten Zeiten* unterhalten konnten.

Das Ganze war zu absurd, um sich dagegen zu wehren oder auch nur um genauer nachzufragen. Also bat ich ihn, mir eine halbe Stunde Zeit zum Umziehen zu geben.

Ich legte auf und verspürte eine körperliche Unruhe, so etwas wie ein Kribbeln oder eine leichte Verspannung. Das war mir unangenehm, und ich

versuchte, dieses Gefühl unter der Dusche loszuwerden.

Eine halbe Stunde später surrte die Türklingel. Aus meinem Computer ertönten die neurotischen Klänge eines einsamen Banjos, die ursprünglich einmal über Prärien und Ozeane geschwebt waren.

Ein riesiger schwarzer Range Rover stand in zweiter Reihe auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Als er mich aus dem Haus kommen sah, stieg Giampiero aus dem Auto, überquerte die Straße und umarmte mich.

»Verdammt schön, dich zu sehen. Wenn ich mich nicht gemeldet hätte, würden wir uns womöglich erst 2040 im

Speisesaal eines Altersheims
wiedersehen!«

Ich schätzte, dass er gut und gerne zehn Kilo zugenommen hatte, seit ich ihn das letzte Mal auf der Straße getroffen hatte, und etwa zwanzig seit unserem Examen. Er verkörperte genau das, was er auch war: ein Akademiker mittleren Alters, der nicht sonderlich auf sein Gewicht achtete. Wenn man ihn sah, dachte man automatisch an teure Stoffe, an einen langen Arbeitstag und an *Azzaro*. Diesen Duft hatte er schon vor vielen Jahren verwendet, als er ihn noch seinem Vater klaute.

Während Lanave und ich uns umarmten, länger, als mir angenehm war, war Paolo Morelli aus dem Auto

gestiegen. Er lächelte und wirkte ein wenig verlegen. Genau wie ich.

Als Lanave mich endlich freigab, sahen Paolo Morelli und ich uns an, ohne uns zu rühren, ein paar unendliche Sekunden lang. Bevor die Situation unangenehm wurde, machte ich ein paar Schritte auf ihn zu. Da setzte auch er sich in Bewegung, und wir umarmten uns. Ich versuchte mich zu erinnern, wann wir uns das letzte Mal gesehen hatten, aber ich kam nicht darauf.

Er war damals weggegangen, ohne sich zu verabschieden – möglicherweise aber auch nur, ohne sich von *mir* zu verabschieden. Eine Zeitlang hatte ich mich gefragt, ob es einen Grund dafür

gab, aber dann hatte ich aufgehört, darüber nachzugrübeln. Vielleicht interessierte mich die Antwort nicht oder aber, was wahrscheinlicher war, ich wollte sie gar nicht wissen.

Nach Paolos Abreise brach auch der Kontakt zwischen Giampiero und mir plötzlich ab. Als ob es die vier Jahre davor gar nicht gegeben hätte.

»Und was führt dich hierher?«, lautete meine originelle Begrüßungsfrage.

Seine Mutter war gestorben, das hatte ihn hierhergeführt.

»Oh, entschuldige, das tut mir sehr leid« – mitfühlender Gesichtsausdruck -, ach so, sie war schon seit vielen Monaten leidend, es war also eine Erlösung gewesen, für sie und alle

Beteiligten. Doch, ich erinnerte mich richtig, sie war noch nicht sehr alt, aber eben schon lange sehr krank gewesen. Vor mehreren Jahren war sie zu ihrer Tochter nach Lecce gezogen, aber die letzte Zeit war es ihr so schlecht gegangen, dass sie im Krankenhaus lag.

Paolo und seine Schwester waren nach Bari gekommen, um sich um die Erbschaft zu kümmern. Ganz praktisch hieß das: Sie mussten die Wohnung verkaufen, in der sie aufgewachsen waren, und dann würden sie ihre Heimatstadt endgültig hinter sich lassen, denn es gab nichts und niemanden mehr dort, keine Verbindung mehr. Die Wohnung hatten sie an diesem

Nachmittag verkauft. Die Abwicklung hatten sie einem Notar überlassen, der ein alter Schulkamerad und Kommilitone war, vom Notariat Giampiero Lanave, dem Nachfolger von Gaetano Lanave. Giampiero hatte nämlich das Notariat von seinem Vater übernommen.

Während Paolo mir das erzählte – wie jemand, der höflich Formalien abspult –, fiel mir ein, dass wir über die Wohnung sprachen, in der wir vor vielen, vielen Jahren gemeinsam für die Prüfung in Wirtschaftsrecht gelernt hatten. Ein Stich ging mir durchs Herz.

Paolo wollte erst am nächsten Tag abreisen und war an diesem Abend allein in Bari. Seine Schwester war gleich nach Unterzeichnung des

Kaufvertrags nach Lecce zurückgekehrt. Deshalb hatte der alte Lanave vorgeschlagen, mich zu »überfallen« – mich also so knapp vorher anzurufen, dass ich keine Zeit hätte, mir eine Ausrede auszudenken. Und jetzt saßen wir hier, in diesem riesigen, angeberischen, nach Leder riechenden, unnützen Auto: drei Fremde, die ein plötzlicher Zeitsprung wieder zusammengeführt hatte. Ich dachte an solche und ähnliche Dinge, aber Giampiero bremste meine spekulativen, zwischen Zynismus und Melancholie schwankenden Abschweifungen, sobald er losgefahren war.

»Also, Jungs, zuerst einmal gehen wir

essen. Und dann ziehen wir um die Häuser und zeigen dem Mann aus Chicago, wie Bari sich in den letzten Jahren verändert hat. Und dass wir anderen Städten in nichts nachstehen.«

Paolos Gesichtsausdruck verriet, dass er lieber woanders wäre (auch wenn er vielleicht selbst nicht genau sagen konnte, wo) und dass er hoffte, die Angelegenheit würde nicht allzu lange dauern. Keiner konnte mein Gesicht sehen, denn ich saß hinten, aber ich glaube, mein Ausdruck war ungefähr derselbe.

Wir glitten über die Seepromenade Imperatore Augusto, die an der alten Stadtmauer entlangführt, bogen am Fortino Sant'Antonio ab und fuhren am

Gran Cinema Margherita vorbei, das verbarrikadiert und mit Plakaten beklebt war, die eine baldige Renovierung und Neueröffnung verhiessen.

Kurz darauf fanden wir einen Parkplatz, der tatsächlich den übertriebenen Maßen von Giampieros Auto entsprach. In diesem Viertel und zu dieser Uhrzeit war das ungefähr so sensationell und unwirklich wie die Vorstellung, dass Charlize Theron verkündete, sie wolle den Rest ihres Lebens (oder wahlweise, als zweitbeste Alternative, auch nur die nächste Nacht) mit mir verbringen. Beim Aussteigen fragte ich Giampiero, wie er es geschafft hatte, sich das legendäre Glück zu

bewahren, das er schon in seiner Jugend beim Poker und beim »Chemin de fer« gehabt hatte.

Um ehrlich zu sein, sagte ich nicht »legendäres Glück«, sondern »verdammtes Schwein«. Er sah mich mit einem merkwürdigen Lächeln an, aus dem ich nicht ganz schlau wurde, und machte uns ein Zeichen, ihm zu folgen.

ZWEI

Wir hatten uns im Gymnasium kennengelernt und waren bis zum Abitur in einer Klasse gewesen, aber damals kannten wir uns eigentlich noch nicht wirklich. Freunde waren wir erst an der Uni geworden, obwohl wir eigentlich nichts gemeinsam hatten, außer dass wir alle drei Jura studieren wollten. Allerdings jeder aus einem anderen Grund.

Das beste Motiv hatte Giampiero. Sein Vater war Notar, und er würde auch Notar werden, daran gab es keinen Zweifel. Giampiero war jemand, der

ganz genau wusste, was er wollte, und der sich nicht von unnützen Gedanken irremachen ließ. Er hatte immer sorglos gelebt und eine durchaus angenehme, um nicht zu sagen luxuriöse Existenz geführt: mit Villen am Meer, Chalets in den Bergen, teuren Autos, teuren Kleidern und immer mehr Geld in der Tasche, als wir anderen uns träumen ließen. Er war jedoch kein Angeber, und auf eine distanzierte Art war er durchaus großzügig, das musste man ihm zugutehalten.

Er machte keinen Hehl daraus, dass seine Entscheidung für den Notarsberuf mit der Absicht einherging, als Erwachsener denselben Lebensstil weiterzuführen, den er bereits als Kind

gepflegt hatte.

In der Schule war er weder gut noch schlecht gewesen. Sie war ihm egal – es gab kein Fach, für das er sich wirklich interessierte -, aber er hatte schon damals genug Realitätssinn, um zu erkennen, dass es sich nicht lohnte, schlechte Noten heimzubringen und womöglich ein Jahr wiederholen zu müssen. Das hätte weniger Taschengeld, Nachhilfestunden in den Ferien und andere Unannehmlichkeiten mit sich gebracht. Am Schuljahresende wurde er trotz minimalen Einsatzes und immer gerade so versetzt; nur in Sport war er immer sehr gut.

Paolo war das genaue Gegenteil.

Er war immer Klassenbester gewesen, wahrscheinlich war er sogar der Beste in der ganzen Schule, und er lernte, weil es ihm Spaß machte. Es fiel ihm leicht, und er war in allen Fächern gut, offensichtlich ohne sich anzustrengen und ohne wie ein Streber zu wirken – was er eben nicht war. Er half den anderen gern und ohne etwas dafür zu erwarten. Bei den Klassenarbeiten in Griechisch und Latein stritt man sich um den Platz neben ihm.

Vor einiger Zeit hatte ich an Paolo gedacht, als ich nach einer Definition für Achtsamkeit suchte. Achtsamkeit ist eine moralische Tugend. Achtsam sein heißt,

sich selbst und den anderen gegenüber gerecht zu sein. Achtsame Menschen sind neugierig und aktiv; sie lernen und arbeiten mit Begeisterung, Engagement und Leidenschaft; sie erforschen die Bedürfnisse der anderen und können ihnen helfen.

Paolo war ein achtsamer Junge.

Das bedeutete nicht, dass er keine Fehler hatte. Er konnte arrogant wirken oder manchmal sogar plötzlich grausam werden. Aber er benötigte immer einen Anlass dafür, etwa, dass jemand absichtlich oder unabsichtlich die Hierarchie in Frage stellte, so dass Paolo sich bedroht fühlte. Das geschah allerdings nicht oft, denn er spielte in einer anderen Liga.

Er hätte gern Philosophie studiert und wollte nach Pisa an die Elite-Uni »Normale« gehen. Er bewarb sich und bestand die schriftliche Aufnahmeprüfung mit Leichtigkeit, aber kurz vor der mündlichen Prüfung musste irgendetwas vorgefallen sein. Noch Jahre später habe ich immer wieder darüber nachgedacht, und letztendlich bin ich mir sicher, dass es mit seiner Familie zu tun haben musste. Sein Vater war Leutnant bei der Armee und seine Mutter Hausfrau – und ein Philosophiestudium, diese brotlose Kunst, war vielleicht ein Luxus, der in ihren Augen nicht zu verantworten war.

Wie auch immer, Paolo erschien nicht

zur mündlichen Prüfung und wurde nicht an der Normale angenommen; stattdessen tauchte er schließlich etwas geistesabwesend in dem riesigen, überfüllten und stickigen Hörsaal auf, in dem die Vorlesungen über Privatrecht gehalten wurden.

Giampiero und ich hatten in der letzten Reihe Platz gefunden; als Paolo hereinkam, riefen wir ihn und er setzte sich neben uns. So begann es.

Das Erste, woran ich mich erinnere, ist, dass Paolo uns ein paar Wochen lang erklären wollte, warum er *beschlossen* hatte, Privatrecht zu studieren. Das nämlich – sagte er – würde ihm ermöglichen, die moralphilosophischen Studien, um die es ihm immer schon

gegangen war, auch von einer praktischen und insofern interessanteren Perspektive aus zu betreiben. Paolo schien sehr genaue Vorstellungen von seinem Studienverlauf zu haben – und in gewisser Weise kam es dann ja auch so –, er wollte seine Examensarbeit über die Beziehung zwischen Recht und Moral schreiben, sagte er uns; speziell über die Spannung zwischen Rechtsgehorsam und dem Gehorsam gegenüber den moralischen Gesetzen (ich weiß, grinste er, Sophokles hat sich auch schon damit beschäftigt, aber das ist nun mal ein universelles Thema, dem man immer noch etwas hinzufügen kann). Als er nach ein paar Wochen einsah, dass sich

keiner dafür interessierte und dass vor allem keiner wissen wollte, warum er nicht an die Normale gegangen war, ließ er das Thema sein und fügte sich wie wir in die schläfrige Routine des Jurastudiums an der Universität Bari. Das war Anfang der Achtzigerjahre.



Dann war da noch ich. Ich hatte mich für Jura eingeschrieben, weil ich nicht wusste, was ich eigentlich wollte, ob und welche Fähigkeiten ich abgesehen von meinen schulischen Leistungen, die ich in erster Linie meinem

Improvisationstalent verdankte,
überhaupt hatte.

Wo Paolo achtsam war, war ich zerstreut. Ich war geistesabwesend, konnte mich nicht konzentrieren, fand den entscheidenden Punkt nicht, brachte die tausend Dinge, mit denen ich mich beschäftigte, nie zu Ende. Von außen gesehen, wirkte ich vielleicht wie jemand mit vielen Talenten, aber in Wirklichkeit konnte ich nichts richtig gut. In meinen klaren Momenten wusste ich, dass ich vor allem ein hervorragender Blender war. Aber zum Glück waren diese Momente eher selten. Generell lebte ich in einer Art Nebel, der mein Bewusstsein sanft umhüllte.

Da ich keine genaue Vorstellung von

mir selbst und den anderen hatte, spielte ich im sozialen Leben Rollen, die zu den jeweiligen Umständen passten und die von Filmen und Büchern inspiriert waren.

In Wirklichkeit wusste ich nicht, wer ich war und was ich wollte. Das Jurastudium war eine Möglichkeit, Zeit zu schinden und diese nicht ganz unwichtigen Dinge und Entscheidungen aufzuschieben.



Wie gesagt, wir waren sehr verschieden, aber in jener Bank in dem überfüllten

Hörsaal wurden wir Freunde.

Die Fakultät für Jura befindet sich an der Piazza Cesare Battisti, direkt hinter dem Hauptgebäude der Universität, in unmittelbarer Nähe zum Herzen der Stadt: dem so genannten Borgo murattiano. Das moderne Stadtzentrum aus dem 19. Jahrhundert hat die Form eines *castrum romanum* wie in Turin: Es wird von rechteckigen, geraden Straßenzügen gebildet, in denen man sich unmöglich verlaufen kann, weder zu Fuß noch mit dem Auto.

Ich habe einmal etwas über die Form der von Murat entworfenen Straßenführung gelesen, was mir sehr gefallen hat. Der Franzose Paul Bourget hat es 1891 geschrieben, und mir hat

dieser Gedanke sofort eingeleuchtet:
»Ich finde die neue Stadt sehr anziehend
mit ihren breiten, rechtwinkligen
Straßen, an deren Ende man immer das
Meer sehen kann; es ist wie in Turin, wo
man überall die Alpen sehen kann.« Das
stammt aus dem Buch *Sensations
d'Italie*, was übrigens auch ein sehr
schöner Titel ist.

Heute sieht man am Ende der Straßen
nicht mehr das Meer, denn seit 1891
haben sich neue Stadtteile rings um das
ursprüngliche Rechteck gebildet; noch
dazu behindert der Verkehr die Aussicht,
und darüber hinaus die Atmung. Aber
nachts, sonntagnachmittags oder an
manchen Feiertagen, wenn kein Verkehr

ist und die Straßen leer sind, hat man noch heute ein Gefühl für die Geradlinigkeit vorhersehbarer Strecken und die überschaubaren Abzweigungen, von denen der französische Schriftsteller spricht. Paradoxerweise hat man gerade in diesen Momenten oft das unheimliche, schwindelerregende Gefühl, sich auf instabilen Fluchtlinien zu befinden, die ins Unbekannte führen.

Unsere Stadt war in jenen Jahren fast komplett in dieses Rechteck gepresst.

Nachmittags trafen wir uns kurz vor den Seminaren im Caffè della Posta in der Via Nicolai, Ecke Via Cairoli, hundertfünfzig Meter vor dem Institut. Hier saßen wir dann an einem Tisch, tranken Kaffee und redeten, und zwar

sehr viel. Hauptsächlich über Mädchen, aber auch über Politik, Bücher und Musik. Was wir tun würden, um ein Zeichen zu setzen und etwas zu verändern; ein Thema, bei dem Giampiero sich allerdings eher zurückhielt. Er hatte keinerlei Ehrgeiz, die Dinge zu verändern, er nicht. Für ihn war alles gut, so wie es war.

Ich kann mich an kein einzelnes dieser Gespräche im Detail erinnern. Stattdessen würde ich sagen, dass ich *weiß*, worüber wir gesprochen haben (was natürlich nicht dasselbe ist). Manchmal verspüre ich eine Art Schwindel angesichts dieser Leere, dieser Verstümmelung meiner

Erinnerungen, dieser verlorenen Teile meines Gedächtnisses und meiner Vergangenheit.

Danach gingen wir ins Institut, und während der Vorlesungen redeten wir weiter, denn bis auf wenige Ausnahmen handelte es sich dabei um unsagbar langweilige Veranstaltungen.

Nach den Seminaren verabredeten wir uns für den Abend, und dann ging jeder seiner Wege.

Zwei, drei Mal die Woche war die Zeit zwischen Vorlesungsende und Abendprogramm der Moment, an dem ich durch die Buchhandlungen zog. Ich nahm mir Zeit und durchforstete sie auf das Genaueste, als wäre ich ein Geheimagent, der im Auftrag eines

Verlags Spionage betreibt.

Mein Rundgang beinhaltete normalerweise die Laterza-Buchhandlung in der Via Sparano, die alte »Mondadori für euch«-Buchhandlung (die leider Mitte der Achtzigerjahre zumachte) in der Via Abate Gimma, manchmal auch die Libreria Adriatica in der Via Andrea da Bari, die Libreria Roma an der Piazza Moro (einstmals Piazza Roma) und immer die Libreria Athena, in der es gebrauchte Bücher gab und damals auch ausgefallene Ratgeber. Sie waren eine meiner Leidenschaften oder, besser gesagt, eine fixe Idee.

Als Kind (aber auch noch wesentlich

später, wenn ich ehrlich bin) war ich von der etwas simplen Vorstellung überzeugt gewesen, dass man alles auch ohne Lehrer und vor allem ohne anstrengende Kurse oder Übungen lernen könne. Ich bildete mir ein, dass man nur in eine Buchhandlung zu gehen brauchte, das richtige Handbuch finden und es einfach nur durchlesen musste. Paolo sagte einmal zu mir, dass ich eben einfach zu faul – und dabei zu schlitzohrig – sei, um mir wirklich die Mühe zu machen, etwas zu lernen, was mich interessierte. Stattdessen, warf er mir vor, kaufte ich mir schlaue Bücher, deren bloßer Besitz mir vorgaukelte, ich hätte damit auch die Techniken und Kenntnisse, die sie vermittelten,

erworben. Ich nehme an, er hatte recht damit, und aus heutiger Sicht glaube ich nicht, dass er mir damit ein Kompliment machen wollte.

Aber trotzdem, auch wenn ich den Selbstbetrug eigentlich durchschaute, machte es mir ungeheuren Spaß, in den hintersten Regalen der Buchhandlungen zu stöbern und mit Büchern nach Hause zu gehen, die Titel trugen wie: *Die Geheimnisse des Zauberkünstlers. Kompletter Aufbaukurs für alle Schwierigkeitsstufen. Oder: Superhirn. Gedächtnistraining für Studium, Arbeit, Alltag. Oder: Workout bei den Marines. Ein neuer, starker und muskulöser Body in nur fünfzehn Minuten täglich.*

Oder: *Jeder kann malen. Zeichnen lernen mit der Welt-auf-dem-Kopf-Technik.* Oder: *Ein neues Leben mit der sagenhaften nepalesischen Selbsthypnose.* Oder: *Der schnelle Weg zum Gitarristen. Vollständige Anleitung für die Folk-Gitarre.*

Na gut, diese Titel habe ich mir ausgedacht, aber die Idee dahinter – ein Buch in den Händen zu halten, ja, es physisch zu besitzen – das die notwendigen Geheimnisse enthielt, um dieses theoretische Wissen praktisch umzusetzen, fand ich sehr beruhigend. Mehr noch: Sie gefiel mir ganz außerordentlich.

Um nicht wie ein Vollidiot dazustehen, möchte ich noch klarstellen,

dass ich mich nicht nur mit Handbüchern für frustrierte Pseudoexperten abgab. Ich kaufte auch Romane, soziologische und philosophische Sachbücher (dass ich sie meistens nicht komplett durchlas, steht auf einem anderen Blatt) und Comics.

Vor allem aber liebte ich es, in den Regalen zu stöbern. Ich konnte stundenlang schauen, in den Büchern herumlesen, träumen und mich frei fühlen, während die Zeit, die so reichlich vorhanden und die mir so freundlich gesinnt war, langsam verrann.

Ich stöbere auch heute noch gern, und zwar so wie damals, auch wenn die Zeit dafür nicht mehr ganz so reichlich bemessen ist.

In Bari gibt es eine Menge Buchhandlungen, heute noch mehr als damals – ich habe vierunddreißig gezählt, einschließlich der Spezialbuchhandlungen für Esoterik, Reisen, Fantasy, der Antiquariate, der modernen Antiquariate (in denen man am Ende dann doch für jedes Buch, das nicht gerade die *Anleitung zur Installation von Wasserrohren* oder eine Geschichte der Literatur des Kosovo ist, den vollen Preis zahlen muss, weil es aus der Abteilung der regulären Titel stammt) und der Café-Buchläden. Nicht mitgerechnet sind jedoch die Universitätsbuchhandlungen und die Schreibwarenläden, die auch

Bücher verkaufen. Die meisten sind immer noch in der Nähe der Universität angesiedelt. Das wiederum ermöglicht mir, eine ganze Reihe von ihnen an einem einzigen Nachmittag zu überwachen. Den Großteil der Zeit verbringe ich natürlich in den beiden größten Buchhandlungen, das heißt in der Feltrinelli-Filiale und in der alten – aber auch neuen, weil umgebauten – Laterza-Buchhandlung. In regelmäßigen Abständen gehe ich auch in die anderen, wo ich oft Bücher finde, die es in den großen Ketten nicht gibt oder wo man sie nicht sieht.

Eine kleine, aber feine Buchhandlung gefällt mir ganz besonders gut, auch wenn sie jenseits meiner üblichen Runde

liegt. Sie befindet sich in der Via Villari, zwischen Corso Vittorio Emanuele und dem Staufer-Kastell, dort, wo die Altstadt, das Murat-Viertel und das Libertà-Viertel aufeinandertreffen. Der Laden ist winzig, mit Kunstbänden in der Auslage und ohne ersichtliche Ordnung auf den Tischen und Regalen. Die Buchhändlerin ist eine nicht mehr ganz junge Frau, die in ihrem Laden raucht, ohne sich um die Verordnungen zu scheren, und die einen von Zeit zu Zeit freundlich ansieht. Sie wirkt zufrieden inmitten ihrer Bücher, unabhängig davon, ob man eines kauft oder nicht. Sie erinnert mich in gewisser Weise an die erste Buchhandlung meines

Lebens.

Diese Buchhandlung gehörte einem Cousin meines Vaters. Franco war Vertreter für Schulbücher gewesen und seit vielen Jahren Mitglied der Kommunistischen Partei. Seine Buchhandlung lag in der Via Roberto da Bari, sechs Querstraßen von unserer Wohnung entfernt, und hieß »Rinascita« wie das Parteiorgan. Eines Nachmittags, als ich zehn Jahre alt war, nahm mein Vater mich in die Buchhandlung mit. Franco hatte einen dunklen Teint, tiefe Augenringe und einen sanften, ein wenig melancholischen Gesichtsausdruck.

»Magst du Bücher?«, fragte er mich, vielleicht, weil ich mich so interessiert umsah.

Ob ich Bücher mochte? Ich hatte mit sieben Jahren lesen gelernt und kurz darauf verkündet, dass ich Schriftsteller werden würde. Bücher gehörten zu den Dingen, die ich am allermeisten mochte, zusammen mit einigen Spielsachen (Technik-Baukasten, Lego und Subbuteo, um es genau zu sagen), mit einigen Comic-Heften (Alan Ford, Spiderman und Tex Willer, auch dies aus Gründen der Vollständigkeit) und vor allem einem wunderbaren Mädchen namens Laura.

Ich nannte ihm diese Details jedoch nicht. Vor allem die Sache mit Laura hätte ich nie jemandem verraten. Aber ich sagte in feierlichem Ton, dass ich

Bücher sehr gern mochte.

»Dann komm doch vorbei, wann immer du Lust hast. Du kannst dir ein Buch aussuchen, dich dort hinsetzen« – er zeigte auf einen Stuhl neben der Kasse – »und einfach darin lesen. Das kostet dich gar nichts.«

Umsonst lesen? Das ist bestimmt ein Trick, dachte ich. Irgendetwas stimmte da nicht, aber ich kam nicht dahinter, was es genau war. Ich sah Franco an und erwartete, dass er jeden Moment sagen würde: »Kleiner Scherz, haha. Natürlich habe ich keine Lust, kleine Jungs hier herumlungern zu sehen, die auch noch gratis lesen, während ich schufte.« Aber Franco sagte nichts. Und so blickte ich meinen Vater an, der sicherlich in

meinem Namen sagen würde: »Nein danke, wir wollen keine Umstände machen«, oder etwas in der Art. Aber auch er sagte nichts, und so einigten wir uns darauf, dass ich am folgenden Nachmittag allein wiederkommen würde. Um gratis lesen zu dürfen.

Wenige Male in meinem Leben habe ich mich so privilegiert gefühlt wie an jenen Nachmittagen in der kleinen Rinascita-Buchhandlung. Ich kam meist gegen halb sechs, wenn ich mit den Hausaufgaben fertig war (oder zumindest so tat), begrüßte Franco, der melancholisch zurückgrüßte, und mich dann mit einer Handbewegung zu den Büchern schickte. Als wolle er noch

einmal wiederholen: Such dir was aus und lies ruhig. Es kostet dich keinen Cent.

Und ich suchte aus, nach Herzenslust, während ich unter den Postern von Che Guevara und Angela Davis durch die Tische und Regale streifte. Ich weiß nicht mehr, was ich an diesen Nachmittagen alles las, allein neben der Kasse sitzend, umgeben von stapelweise aufgetürmten Editori-Riuniti-Titeln, und von Zeit zu Zeit aufblickend, wenn die anderen – die gewöhnlichen Menschen – hereinkamen, ihre Auswahl trafen und bezahlten. Sicher ist, dass ich *Mafalda* las, den *Zauberer von Oz*, die Romane von Edgar Rice Burroughs, die Geschichten von *Sherlock Holmes*,

Maigret, Doktor Doolittle, Andy Capp, die Gruselgeschichten von Edgar Allan Poe, Jerome K. Jerome. An die anderen erinnere ich mich nicht mehr.

Als wäre das nicht genug, fragte mich Franco nach eineinhalb Stunden immer erst einmal, was ich denn lese, und dann, ob ich vielleicht eine Schokolade wollte.

Das erste Mal, als das geschah, dachte ich, er meinte e i n *Stück* Schokolade, und sagte ja, danke. Die häuslichen Erziehungsregeln – die meines Elternhauses zumindest – erlaubten es, Bonbons oder Schokolade anzunehmen, keinesfalls jedoch durften wir uns etwas in einer Bar spendieren

lassen. Das tat man nicht, warum, weiß ich bis heute nicht.

Franco holte jedoch keine Schokoladentafel hervor. Stattdessen nahm er das Telefon, rief die Konditorei Stoppani an (ein historisches Etablissement, das unglaublicherweise bis heute existiert und das man unbedingt aufsuchen sollte, wenn man in Bari ist) und bestellte eine heiße Schokolade und einen Kaffee.

Zu diesem Vorfall muss man wissen, dass Schokolade, ganz gleich welcher Temperatur, von meiner Mutter auf die Liste gefährlicher und tendenziell verbotener Substanzen gesetzt worden war. Nach streng vertraulichen Informationen aus ihrem Geheimnis-

Fundus befand sich die gesamte Produktion gut schmeckender Lebensmittel in den Händen einer geheimnisvollen Firma, die mit der Manipulation von Lebensmitteln beauftragt war. Insbesondere Waffeln, Nutella, Coca-Cola, aber auch jede Art von Schokolade (bis auf die teure belgische, die praktisch unmöglich zu bekommen war) kamen laut meiner Mutter aus riesigen Bottichen, in denen ein widerliches Gebräu brodelte, in das alles Mögliche geworfen wurde, darunter auch kaputte Regenschirme und tote Tiere.

Da es sich um verbotenen Stoff handelte, gehörte diese zähflüssige,

duftende Schokolade zu den besten und aufregendsten Dingen meiner Kindheit. Francos Bestellung bei Stoppani – Kaffee für ihn, Schokolade für mich – wurde zu einem Ritual, von dem ich meinen Eltern vorsorglich nichts erzählte. Ich hatte ein Geheimnis, das ich noch dazu mit einem Erwachsenen teilte: Diesen Aspekt genoss ich ganz besonders.

Ich fand, dass Franco ein ausgesprochen freundlicher Mensch war. Er gehörte zu den wenigen Erwachsenen, die ich wirklich mochte.

Dann ging ich ein paar Wochen lang nicht mehr in die Buchhandlung. Vielleicht, weil ich krank war, oder wegen der Weihnachts- oder

Osterferien. Ich weiß nur noch, dass ich eines Nachmittags zu meinem Vater sagte, ich würde zur Libreria Rinascita gehen.

Mein Vater sah mich einen Augenblick lang an, und an seinem Zögern und seinem Gesichtsausdruck merkte ich, dass er mir nichts Gutes sagen würde.

»Die Buchhandlung gibt es nicht mehr.«

»Was heißt das, es gibt sie nicht mehr?«

Er zögerte wieder. Dann erklärte er es mir jedoch: Jemand hatte eine Flasche mit Zündstoff in die Buchhandlung geworfen. Die Räume waren ruiniert,

viele Bücher verbrannt. Und Franco hatte beschlossen, die Buchhandlung aufzugeben und wieder als Schulbuchvertreter zu arbeiten.

Ich weiß nicht mehr, ob ich fragte, wer diese Flasche geworfen hatte und warum. Deshalb weiß ich auch nicht mehr, wann (ob damals oder erst viel später) ich erfuhr, dass der Anschlag das Werk eines faschistischen Schlägertrupps war, der vom nahe gelegenen Sitz des Movimento Sociale herübergekommen war.

Ich weiß jedoch noch, dass ich trotzdem aus dem Haus ging. Einen Spaziergang machen, wie ich sagte.

Ich ging durch die Via Putignani und war fünf Minuten später in der Via

Roberto da Bari. Von dort aus konnte ich an meinen Lesenachmittagen schon das erleuchtete Schaufenster der Buchhandlung sehen und die rote Schrift »Rinascita«.

Auch an jenem Nachmittag sah ich die Buchhandlung. Sie war dunkel, verrammelt, und die Schrift auf dem Schild war fast vollständig von einem schwarzen Brandfleck überdeckt.

Ich war ein Kind, das Wörter liebte. Ich las gern, versuchte mich im Schreiben, spielte mit den Wörtern. Manchmal überlegte ich mir, wie ich mich ausdrücken würde, wenn ich etwas Unheimliches oder Lustiges, das ich erlebt hatte, zu Papier bringen wollte.

Damals beschrieb ich in meinem Kopf die Szene, die mir widerfuhr, mehr oder weniger so: Der Junge ging an der Buchhandlung vorbei und sah, dass jemand sie in Brand gesetzt hatte. Das ist etwas sehr Trauriges und sehr Ungerechtes, sagte er sich, während er die Tränen zurückhielt und weiter durch die Via Putignani ging, auf das Teatro Petruzzelli und die Lichter des Zentrums zu.

DREI

Beim Betreten des Restaurants wurde uns sofort klar, dass Giampiero hier Stammgast sein musste und deshalb besonders zuvorkommend behandelt wurde. Die Ober begrüßten ihn mit respektvoller Herzlichkeit, und sogleich eilte auch der Besitzer selbst herbei. Die beiden umarmten sich. Dann stellte Giampiero Paolo und mich vor. Wir wurden feierlich willkommen geheißen und gefragt, was wir essen wollten.

Wir hätten einen alten Freund mitgebracht, der nach vielen Jahren nach Bari zurückgekehrt wäre und dem

ordentlich aufgetischt werden sollte, sagte Giampiero. Ein verschwörerischer Blick des Wirts fragte: Soll ich das übernehmen? Gern, aber ich bitte dich: Dieser Herr – Giampiero legte eine Hand auf Paolos Schulter – soll nach Chicago zurückfahren und sich bewusst sein, was er als Amerikaner alles verpasst.

Wir werden unser Bestes tun. Noch ein verschwörerischer Blick: Soll ich auch den Wein auswählen?

Tu das, wie immer.

Dieser Pas de deux verschaffte mir leichte Beklemmungen.

Zum Glück erschien kurz darauf ein Kellner mit einer Flasche Fiano Minutolo. Er öffnete sie, roch am

Korken und füllte dann ein paar Zentimeter von Giampieros Glas.

Der eröffnete das übliche Ritual echter oder vorgeblicher Weinkenner: Er ließ den Wein im Kelch kreisen, den er am Stiel hielt, dann roch er daran, trank und behielt das Getränk mit verklärtem Ausdruck eine Weile im Mund. Der Blick wanderte nach oben, auf der Suche nach irgendetwas Rätselhaftem. Am Schluss nickte er feierlich.

Abgesehen vom Ritual war der Wein wirklich gut und das Essen bemerkenswert.

Die Küche war apulisch, aber, wie man so sagt, neu interpretiert. Die

Speisekarte erklärte, dass die Gerichte, die in diesem Restaurant serviert wurden, »aus der Begegnung zwischen apulischer Tradition und der fortschrittlichsten internationalen Entwicklung der Gastronomie« hervorgegangen seien.

Ich bin kein Liebhaber solcher Worte. Als die Kellner jedoch begannen, uns in rhythmischer Folge ein Gericht nach dem anderen zu bringen, entschied ich, dass ein paar stilistische Ausrutscher auf der Speisekarte absolut nebensächlich waren – immerhin handelte es sich um eines der besten Abendessen meines Lebens. Ich erinnere mich nicht mehr an jedes Detail, aber grob geschätzt passierten unseren Tisch erst rohe

Tintenfischbabys mit kaltgepresstem Olivenöl und Sojasoße, dann Austern, Riesenseeigel, Löwenzahnwickel mit Bohnenpüree, Krabben auf Kichererbsenpüree, verschiedene Käse mit Pfefferoni-, Tomaten-, Zwiebel- und Paprika-Marmelade, salzige Kringel, Friselle mit Tomaten und Ricotta marzotica, frittierte süße Oliven, Panzerottini, frittierte Teigtaschen, mit Mozzarella und Tomaten-Füllung, mit pikantem Ricotta, mit Fleisch und Murgia-Kräutern, ganze getrocknete und in Öl eingelegte Tomaten, passierte getrocknete Tomaten als Brotaufstrich, Burrata, kleine Mozzarella-Kugeln, Ricotta-Variationen, wilder Löwenzahn,

wilde Cardoncelli-Pilze, die kostbarer sind als Trüffel und nur in den unzugänglichsten Gegenden der Hohen Murgia wachsen, Ackerbohnen und Löwenzahn mit frittierten Brotstückchen und roten Zwiebeln aus Acquaviva; Reis, Kartoffeln, Miesmuscheln, Getreide, Zwiebeln und Zucchini, Ravioli aus Roter Beete mit Bohnenpüree, Zuckerrübenpüree mit Anchovis.

Um uns den letzten Rest zu geben, wollte der Wirt uns noch, wie er wörtlich sagte, »eine schöne Grillplatte mit Thunfisch, Languste und Pulpo« zubereiten lassen. Giampiero war schon drauf und dran zuzustimmen – Paolo und ich flehten jedoch um Erbarmen, und

nach einigem Hin und Her wurden wir begnadigt.

Was das Dessert anging, war jedoch nichts zu machen, und schon bald steuerte eine lange Prozession, bestehend aus Bocconotti, Ricottatorte mit heißer Zimt-Schokoladensoße, Blätterteig mit Mascarpone, Mandeltörtchen, frittiertem und mit Quitten-Honig überzogenem Blätterteig und getrockneten Feigen mit Mandelfüllung samt Schokoladenüberzug auf uns zu.

Nach dem Weißwein waren wir zu einem Negroamaro übergegangen, und zum Nachtsch wurde uns ein Muskatwein aus Trani gebracht, der

angeblich eine große Anzahl von Preisen gewonnen hatte. Bestimmt war keiner von uns dreien Antialkoholiker, aber die Art und Weise, wie Paolo sein Glas leerte und sofort wieder auffüllte, gefiel mir gar nicht.

Während des Essens unterhielten wir uns über die üblichen Themen – wir kommentierten das, was wir aßen (ohne mit Superlativen zu sparen), lobten den Wirt, der immer wieder an unseren Tisch kam, um nachzufragen, ob auch alles recht war, verloren ein paar Worte über alte Bekannte, machten ein paar Scherze über die Vergangenheit und schwelgten in unseren Erinnerungen.

Besser gesagt: in Geschichten, die zu gleichen Teilen aus tatsächlich Erinnertem und aus Fantasie bestanden, die wir aber für objektive Erinnerungen hielten.

Es folgten ein paar Hinweise auf berufliche und familiäre Umstände: Paolo unterrichtete internationales Recht und hielt insbesondere Vorlesungen über internationale Gerichte und Kriegsverbrechen, zu denen Zuhörer aus aller Welt kamen. Er hatte gleich nach dem Examen ein Stipendium bekommen und war, wie wir wussten, nicht mehr zurückgekehrt. Er hatte eine Studienkollegin geheiratet und hatte zwei Kinder, Sarah und Peter. Er war amerikanischer Staatsbürger geworden.

Auch Giampiero hatte geheiratet (was ich natürlich wusste, auch wenn wir uns aus den Augen verloren hatten – so groß war Bari dann doch nicht). Seine Frau war berufstätig. Die beiden hatten zwei Töchter. Ich wunderte mich, dass er die Namen der Töchter nicht nannte und nach den wesentlichen Informationen schnell das Thema wechselte.

Nach dem Essen, nach dem Weißwein, dem Rotwein und dem Muskateller aus Trani, kam der Wirt mit einer kleinen Flasche an, auf deren weißem Etikett ungelenke Buchstaben standen. Es sei ein Grappa aus Verdecadi Gravina, erzählte er, den einer seiner Weinlieferanten selbst brannte und den

man nicht im Handel bekam. Er sei ausschließlich für Freunde reserviert. Er füllte unsere Gläser und wartete, bis wir gekostet und unser Lob ausgesprochen hatten; dann holte er drei weitere versiegelte Flaschen und schenkte jedem von uns eine davon, wobei er uns prüfend ansah, ob wir die Geste auch zu schätzen wussten.

»Na, wie fandest du das Essen?«, fragte Giampiero Paolo.

Paolo lächelte. Der Alkohol hatte ihn offensichtlich besänftigt.

»Ganz hervorragend, wirklich. Wie lange gibt es dieses Lokal schon?«

»Etwa zehn Jahre. Der Wirt ist ein Freund von mir, aber er behandelt jeden Gast so.«

Das sagte er herablassend und mit künstlicher Bescheidenheit; der Satz bedeutete in Wirklichkeit: Hier isst man zwar immer gut, aber natürlich gab es dieses fantastische Essen nur, weil ihr mit dem Richtigen gekommen seid.

Dann wandte er sich an mich. »Warst du schon einmal hier?«

Ich nickte. Ich war bereits mehrmals da gewesen. Und ich fügte hinzu, dass ich immer gut gegessen hätte, aber nie so gut wie heute. Zum Teil, weil es stimmte, zum Teil, weil ich wusste, dass Giampiero genau das hören wollte. Er versuchte ein Lächeln zu unterdrücken, sah aber sehr erfreut aus. Dann schob er seinen Stuhl zurück und nickte kaum

merklich, während er uns ansah. Er war zufrieden; der Abend verlief so, wie er es sich vorgestellt hatte. Genau so hatte in seiner Vorstellung wohl ein Wiedersehen alter Freunde abzulaufen, die auf halber Strecke Bilanz ziehen über Arbeit, Familie und Erfolg und gemeinsam alten Erinnerungen nachhängen. Es sollte sich als gemütliches Ritual gestalten, wie Männer unseres Alters und unseres Standes es regelmäßig absolvieren, um sich zu bestätigen, dass die Fäden nicht abgerissen sind, dass die Dinge ihre gute Ordnung haben und dass das Leben weiterhin einen Sinn hat.

Mir ging durch den Kopf, dass Giampiero den Abend wahrscheinlich

am liebsten mit einem Soundtrack unterlegt hätte. Mit einem weichen Jazzklavier etwa, wie in einem Woody-Allen-Film.

»Na, Paolo«, sagte Giampiero, »habt ihr denn ein apulisches Restaurant in Chicago?«

Paolo antwortete lächelnd, aber mit einem winzigen Hauch von Herablassung, einer kaum merklichen Spur von Ungeduld.

»Keine Ahnung. Es gibt eine Unmenge italienischer Restaurants, aber ob ein apulisches darunter ist, weiß ich wirklich nicht. Ich gehe abends nicht viel aus, ich bin kein Fachmann für das Nachtleben von Chicago. Ich wohne ja

nicht einmal in Chicago!«

»Ja, wo wohnst du denn dann?«, fragte ich.

»In Evanston, in der Nähe von Chicago. Evanston ist der Sitz der Northwestern University; die Law School, an der ich unterrichte, ist allerdings in Chicago. Da fahre ich morgens hin und abends wieder zurück.«

»Ist Evanston eine Stadt oder ein Stadtteil?«

»Evanston ist eine Stadt am Ufer des Lake Michigan. Man erreicht sie über die Seepromenade. Wir sind circa 70 000 Einwohner. Es ist in erster Linie eine Universitätsstadt, eben wegen der Northwestern.«

Er zögerte einen Moment lang, als

fragte er sich, ob es sich lohnte, uns diese Informationen zu geben. Dann fügte er hinzu: »Es lässt sich gut aushalten dort, bis auf die Kälte im Winter. Der See ist wunderschön, man hat direkt das Gefühl, am Meer zu sein.«

Er ließ wieder ein paar Sekunden verstreichen, in denen seine Augen umherschweiften, als suchten sie etwas.

»Was fehlt, ist der Geruch.«

»Der Geruch?«

»Der Meeresgeruch, die salzige Luft.«

Vor ein paar Jahren war ich in Chicago gewesen, als ich mit dem Auto quer durch die USA gefahren war. Damals wusste ich nicht einmal, dass Paolo dort wohnte, so wenig Kontakt

hatten wir zueinander. Die Stadt hatte mir gut gefallen, aber am besten gefiel mir die Uferpromenade – die »Gold Coast« voller Wind und Sonne. Und jetzt stellte sich heraus, dass Paolo diese Straße jeden Morgen auf dem Weg zur Arbeit entlangfuhr! Und dann die Wolkenkratzer, die die New Yorker noch übertrafen, und die Magnificent Mile und die Museen! Mir hatte die klare, großzügige und schlichte Opulenz gefallen, die man in dieser Stadt überall wahrnehmen konnte. Dieser Traum von Wohlstand, Moderne, von überschaubarer, freundlich gesinnter Zukunft, den ich schon als Kind mit der Idee von Amerika verbunden hatte und den ich in diesen breiten, hellen Straßen

verwirklicht sah.

Mit Chicago (übrigens genau wie mit New York und anderen amerikanischen Städten, die ich aus so vielen Filmen kannte) hatte ich auf Anhieb eine seltsame Vertrautheit verspürt. Hatte mich zu Hause, mich wohl gefühlt. Paradoxerweise fühlte ich mich hier viel weniger fremd als dort, wo ich wirklich zu Hause war.

Ich fand es unheimlich, dass jemand, mit dem ich einen Teil meines Lebens verbracht hatte, jetzt dort lebte. Es war, als hätte er damit die Trennwand zwischen dem realen (banalen) Leben und der Fantasiewelt durchschritten und wäre eine Filmfigur geworden.

Paolo war wie ich an der Grenze zwischen den Stadtteilen San Nicola, Murat und Libertà aufgewachsen. Er war in demselben leicht beklemmenden Rhythmus unserer engen, ja, klaustrophobischen Lebensumstände aufgewachsen und hatte sich schließlich mit einem Ruck daraus befreit, dachte ich. Auf einem sehr langen, sorgsam gewählten Fluchtweg, der ihn durch Europa, Ozeanien und Amerika geführt hatte.

Jetzt war er also amerikanischer Staatsbürger und lebte in Evanston, Illinois, in einem Haus mit Rasen, Swimmingpool und Grill. Er besaß einen dieser langen, unpraktischen

Wagen, seine Frau hieß Meg oder Sharon oder Susan (in Wirklichkeit hatte er uns gar nicht gesagt, wie seine Frau hieß), und seine Kinder aßen zum Frühstück Cornflakes und zum Abendessen Hamburger mit Kartoffelpüree, und selbst wenn sie Italienisch gelernt hatten, würden sie es bald vergessen haben.

Plötzlich packte mich eine fieberhafte Neugier auf sein Leben.

»Wie lebt es sich denn als Professor an einer amerikanischen Uni?«

»Wie stellst du es dir denn vor?«

»Ich weiß nicht, vielleicht habe ich eine romantische Vorstellung davon, wie im Film ...«

»Tja, das wundert mich nicht«, sagte

er trocken und ich glaubte, eine sarkastische Note herauszuhören.

»Ich fürchte, ich muss dich enttäuschen. Es ist ein sehr geregeltes Leben. Man könnte es sogar als monoton bezeichnen. An der Uni haben wir sehr viel mehr didaktische Aufgaben als an italienischen Unis, aber das weißt du vermutlich. Die meiste Zeit geht drauf mit Vorlesungen, Korrekturen von *Papers*, Sprechstunden für die Studenten, Verwaltungstätigkeiten. Und dazu natürlich noch die Forschungsarbeit.«

Giampieros Stimme bohrte sich in meine Gedanken. Er redete mit mir.

»Wisst ihr, wenn damals jemand

gewettet hätte, wer von uns weggeht, dann hätte er bestimmt auf dich gesetzt. Und jetzt seht nur, was aus unseren Prognosen geworden ist.«

Genau.

Ich zuckte gleichgültig die Achseln. In Wirklichkeit war es mir aber gar nicht egal – im Gegenteil, dieses Thema war mir unangenehm. Deshalb bat ich Paolo schnell, uns mehr von seinem Leben in Amerika zu erzählen.

»Es ist natürlich nicht alles fantastisch dort«, sagte Paolo, immer noch etwas zögerlich. »Alles funktioniert, und man hat den Eindruck, nützlich zu sein und für seine Leistung Anerkennung zu bekommen. Aber irgendetwas fehlt. Die zwischenmenschlichen Beziehungen sind

anders in Amerika. Der Wettbewerb ist brutal, und alles ist grundsätzlich und prinzipiell prekär. Du lernst Leute kennen, freundest dich mit ihnen an und gehst davon aus, dass ihr euch regelmäßig sehen werdet, und dann ziehen sie auf einmal fünftausend Kilometer weit weg und ihr trifft euch womöglich nie wieder. Das kann auch innerhalb der eigenen Familie passieren. Es ist ganz normal, dass ein Sohn seine Eltern über ein Jahr lang nicht mehr sieht, weil sie zum Beispiel in Philadelphia wohnen und er in Seattle.«

Giampiero wollte etwas sagen, hielt sich aber zurück, als hätte ihn eine plötzliche Eingebung davon abgehalten:

besser nicht, sei lieber still. Aus seinem Gesichtsausdruck zu schließen, hatte er dasselbe sagen wollen, was ich gedacht hatte: Dass das jedem passieren würde, der achttausend Kilometer weit wegzieht und sich von seiner Mutter, seiner Freundin und seiner Schwester verabschiedet. Von seinen Freunden.

Dieser Gedanke hing im Raum, und ich bin sicher, dass Paolo das auch spürte.

Ich spielte mit einem Rest Kuchen, der auf dem Teller liegen geblieben war. Giampiero überprüfte, ob sein Glas wirklich leer war. Paolo schob seinen Stuhl zurück.

»Ich finde, jetzt könnten wir einen schönen Spaziergang vertragen«, sagte

Giampiero schließlich. Auch er schob seinen Stuhl zurück und erhob sich – schwerfällig nach dem vielen Essen, dem Wein und wegen seines Umfangs.

»Wir haben noch nicht gezahlt«, sagte Paolo.

»Wie ich bereits sagte, könnt ihr hier nicht zahlen.« Er nickte dem Wirt verschwörerisch zu, der zu unserem Tisch kam und ebenso verschwörerisch zurücknickte. Sie umarmten sich wieder, küssten sich auf die Wange, und wir konnten tatsächlich nicht bezahlen. Nicht einmal Giampiero bezahlte, um ehrlich zu sein. Ich nahm an, er habe eine offene Rechnung dort, jedenfalls kümmerte ich mich nicht weiter um diese Frage. Wir

verließen das Restaurant, liefen eine Weile schweigend nebeneinanderher und standen schließlich unter den Palmen des Corso Vittorio Emanuele.

Genau in diesem Moment sah ich sie. Die Palmen.

Ich weiß nicht, warum das gerade jetzt geschah. Ich komme fast jeden Tag am Corso Vittorio Emanuele vorbei, seit ich als Kind meine Großeltern dort besuchte, die in einem sehr schönen Haus an der Ecke Corso Vittorio Emanuele/Via Melo wohnten, in einer Wohnung, von deren Balkon aus man die Prozession für den Heiligen Nicola sehen konnte (von oben und mit freiem Blick, ohne jemanden vor einem – es fühlte sich an, als herrsche man über die

ganze Stadt).

Aber die Palmen bemerkte ich erst an diesem Abend.

Nein, das ist nicht richtig. Ich hatte sie schon als Kind bemerkt und bestaunt. Daran erinnere ich mich noch gut, denn ich weiß noch, wie ich die Erwachsenen fragte: Warum gibt es in Bari Palmen? Die gibt es doch sonst nur in Afrika, in den Oasen in der Wüste? Ist Bari also wie Afrika? Mir gefiel die Vorstellung, dass Bari (ein Ort, der in keiner Weise den Schauplätzen der von mir gierig verschlungenen Romane und Comics glich, denn es gab dort keine Berge, keine Flüsse und keine wilden Tiere) etwas hatte, was mit Exotik und

Abenteuer zu tun hatte.

Doch irgendwann sah ich sie nicht mehr. Ich nehme an, dass das ab der Zeit geschah, in der ich aufhörte, den Erwachsenen Fragen zu stellen. Da sah ich plötzlich viele Dinge nicht mehr.

Als mir die Palmen auffielen, an jenem milden Dezemberabend, wurde mir auf einmal bewusst, wie viele Jahre ich schon nicht mehr richtig im Hier und Jetzt anwesend war, dass ich nicht mehr teilnahm am Leben. Es bestand nur noch aus automatischen Gesten, mechanischen Ritualen; die Tage waren alle gleich, es gab keinen, an den man sich später würde erinnern können, denn sie waren alle so identisch wie ein einziger Tag, der in einem Dämmerzustand des

Bewusstseins verstrich.

Vor Jahren hatte ich einen Artikel gelesen, der von Achtsamkeit und Bewusstheit handelte. Versuchen Sie einmal, das Ziffernblatt Ihrer Armbanduhr mit der Hand abzudecken, hieß es in dem Artikel. Und beschreiben Sie es dann aus der Erinnerung. Versuchen Sie zu sagen, wie die Zahlen dargestellt sind (römisch, arabisch, einfache Striche oder gar keine); versuchen Sie, die Zeiger zu beschreiben (wie sieht der Stundenzeiger aus, wie der Minutenzeiger und der Sekundenzeiger); sagen Sie, ob es eine Datumsanzeige gibt, und wenn ja, wie sie aussieht; sagen Sie, ob die Marke auf

dem Ziffernblatt abgebildet ist, und wenn ja, in welcher Form und Farbe. Versuchen Sie, all das zu tun, und Sie werden merken, dass Sie diesen Gegenstand, den Sie jeden Tag zig Mal ansehen, noch nie richtig betrachtet haben. Damals hatte ich das lustig gefunden. An jenem Abend fand ich es aber plötzlich gar nicht mehr lustig. Ich bekam eine Gänsehaut. Ich hatte das Gefühl zu leben, ohne es zu merken.

Mir wurde zum ersten Mal bewusst, wie ich mich an meine eigene Vergangenheit erinnerte: Ich sah sie wie ein Betrachter, der von außen darauf blickt, aus einer Position, die nicht die reale ist. Wie ein Zuschauer eines mir fremden Ichs und seiner Erlebnisse.

Als ich die Palmen auf dem Corso Vittorio Emanuele bemerkte, als ich sie tatsächlich sah, in allen ihren Details – dem Stamm, den Wedeln und den verschiedenen Farben -, verspürte ich zwei verschiedene, einander widerstrebende Empfindungen: Euphorie angesichts dieser plötzlichen Bewusstwerdung und Bestürzung darüber, wie viel mir entgangen war.

Das Ganze dauerte ein paar Sekunden, wie ein Schwindelanfall. Dann fing ich mich wieder, ohne dass die anderen etwas gemerkt hatten, und verspürte ein gelassenes Wohlgefühl. Schön, diese Palmen, sagte ich mir. Es ist schön, dass eine große Verkehrsstraße mitten in

einer modernen Stadt Verkehrsinseln hat, auf denen Palmen wachsen. Das ist etwas sehr Mediterranes, es gefällt mir. Dieses unbekannte, freundliche Gefühl vermittelte mir Sicherheit. Es war wie nach Hause kommen.

Mittlerweile war es nach elf, und der Corso hatte sich gefüllt wie fast jeden Abend. Paolo sah sich verwundert um. Sein Gesicht hatte den leicht ungeduldigen Ausdruck verloren, den er den ganzen Abend zu verbergen versucht hatte, der jedoch unweigerlich immer wieder zum Vorschein kam. Jetzt wirkte er weniger angespannt und beherrscht, sondern eher neugierig. Die Stadt, in der er aufgewachsen war, war damals, an einem x-beliebigen Wochentag, und zu

dieser Nachtstunde menschenleer gewesen. Jetzt hingegen war sie voller Leute, die unter den Wärmepilzen der Straßencafés oder auf den Bänken in der Nähe der mehr oder weniger schicken Bars saßen.

Wir schlenderten durch die Menge. Es waren dieselben Leute wie immer, nur dass es mir vorkam, als sähe ich sie zum ersten Mal, mit Paolos staunenden Augen. Da waren Jungs mit Lederjacken, gut aussehende Mädchen in Miniröcken, Yuppies in teuren Mänteln, die irgendwie anachronistisch wirkten, erwachsene Frauen und Männer, Straßenkünstler, ein paar Penner, Filipinos, die Blumen verkauften,

Parkwächter, Faschisten, Kommunisten,
Ukrainerinnen, Albanerinnen,
Senegalesinnen, Leute, die
hierhergehörten und andere, die nicht
hierhergehörten. Manchmal auch beides
in ein und derselben Person.

Ein Auto stand am Straßenrand mit
offenen Türen und zwei Mädchen an
Bord. Aus dem Wageninneren ertönten
mit polizeilich verbotener Lautstärke die
Klänge von »Non è tempo per noi«.

*Non è tempo per noi, e forse mai lo
sarà. Das ist nicht unsere Zeit, und
vielleicht wird sie nie kommen.*

Genau, dachte ich vage. Das war nur
so dahingedacht, ohne Bitterkeit. Ich war
guter Laune wegen der Palmen.

Dann trafen wir Oronzo, der mich

fragte, ob ich ein Feuerzeug brauchte.

Oronzo ist ein, nun ja, etwas beleibter Herr mit einem Schnauzer, dem man seine positive Einstellung zum Alkohol ansieht. Er taucht jede Nacht mit seinem Fahrrad aus dem Nichts auf und verkauft Feuerzeuge in Form von Fröschen, Fischen, Langusten, mit einem Licht, in dem man eine nackte Frau sieht, mit psychedelischen Lichtern, mit Taschenlampen oder mit aufgedruckten Cannabisblättern. Sie sind samt und sonders herrlicher Trash und finden reißenden Absatz, nicht nur bei Rauchern.

Ich wählte eines in Oktopus-Form, verhandelte über den Preis – das ist so

üblich bei Oronzo, es gehört zum Ritual – und erstand es unter Paolos immer erstaunteren Blicken.

»He, was ist denn mit dieser Stadt passiert? Wo kommen diese ganzen Leute auf einmal her?«

»Da haben wir ihn, den Amerikaner. Was denkst du denn? Du bist zwar in Chicago, aber das Leben findet hier statt«, sagte Giampiero stolz. Für ihn war Bari seit eh und je das Zentrum der Welt, und Tatsachen hatten für ihn keine große Bedeutung.

»Wie lange ist es her, dass du zuletzt einen Nachspaziergang durch Bari gemacht hast, mein Freund?«

Paolo zuckte die Achseln und lächelte wieder. Das hatte er nicht mehr getan,

seit er damals weggezogen war. Das hieß, seit über zwanzig Jahren. Wenn er nach Bari zu Besuch kam, blieb er jedes Mal nur ein paar Tage, und die verbrachte er zu Hause bei seiner Familie. Wenigstens, solange die Familie noch in Bari lebte. Dann war der Vater gestorben und die Mutter zur Schwester nach Lecce gezogen, so dass das letzte Mal, als er nach Bari kam, vielleicht im Jahr 1995 oder auch 1994 gewesen war.

Ich überlegte, was ich 1995 oder 1994 so getrieben hatte, und die Antwort gefiel mir nicht. Noch ein Abgrund, ein Sog in dem Fluss der Erinnerung, in den ich an diesem Abend eintauchen musste.

Meine Gedanken wurden von Giampieros Stimme unterbrochen. Er schlug vor, eine kleine Spritztour mit dem Auto zu machen.

Er verwendete genau diesen Ausdruck, Spritztour, und keiner von uns beiden protestierte.

VIER

In den späten Siebzigerjahren war Bari nachts ein dunkler, ruhiger und wenig einladender Ort. Es gab weder Licht noch Geräusche oder Musik und keine Lokale, wo man abends hingehen konnte, bis auf Kinos. Davon gab es allerdings jede Menge, sogar mehr als heute. Einige von ihnen waren aus ganz unterschiedlichen Gründen wunderschön.

Da war das Gran Cinema Oriente, wo ich den ersten Kinofilm meines Lebens sah, mit vier oder fünf Jahren: Dort wurden jedes Jahr die neuen Disney-

Filme gezeigt, und dort ging ich auch zum ersten Mal allein ins Kino, mit elf Jahren. Heute ist das Kino eine Bingospielhalle. Ich enthalte mich eines Kommentars.

Dann gab es das Gran Cinema Margherita, in einem fantastischen Jugendstil-Gebäude, das um die Jahrhundertwende im Einklang mit Himmel und Meer erbaut und ausgemalt wurde. Es steht seit dreißig Jahren leer und verfällt immer mehr. Jede neue Stadtverwaltung verspricht, es renovieren zu lassen und es der Stadt zurückzugeben, wie man so schön sagt.

Dann gibt es noch das Cinema Orfeo. Heute ist es ein Bingosaal.

Es gab die geheimnisvolle

Freilichtbühne Giardino mit ihren grün gestrichenen Sitzen und den Totò-Filmen an manchen Septemberabenden, still und voller Magie. Es wurde dem Erdboden gleichgemacht.

Es gab das ABC-Filmkunst-Kino (so hieß es vollständig, aber für alle war es nur das ABC); ein winziger Saal, nur wenige Schritte vom Leuchtturm entfernt, wo sich heute die Stadt, die Geschäfte und die Banken drängen, während dort damals – in den Siebziger- und Achtzigerjahren – eine irrealen Ansammlung von verfallenen, unheimlich wirkenden Baracken stand, in denen vorwiegend ältliche Prostituierte hausten. Wenn ich an diesen

Häusern vorbeikam, spähte ich immer hinein, in der Hoffnung, eine Szene käuflicher Erotik zu erhaschen. Der Anblick war jedoch jedes Mal enttäuschend: Alles, was ich sah, waren ver mummt e, übergewichtige Frauen, die fernsahen und einem, wenn sie einen bemerkten, Blicke zuwarfen, die so einladend und sinnlich waren wie eine Autopsie.

Inmitten dieses Szenarios mit seiner schrägen, irgendwie faszinierenden Tristesse war das ABC-Kino wie eine Insel. Angeblich soll es restauriert werden. Wenigstens sind die Räumlichkeiten aber derart winzig, dass sie niemals einen Bingosaal daraus machen könnten.

Dann gab es noch das Jolly, das früher einmal das Freizeitheim der Postbeamten gewesen war und das wir am liebsten mochten. Es hatte Sitze aus dunklem Holz – die unbequemsten, auf denen ich je gesessen habe -, es war das billigste von allen, und wir gingen zweimal die Woche hin, immer in die Spätvorstellung. Nach dem Film blieben wir meist noch lange vor dem Kino stehen und unterhielten uns leise. Es wurde Ende der Achtzigerjahre geschlossen, und wenn ich daran vorbeikomme, muss ich immer an das Haus Usher denken.

Und dann gab es noch das Galleria, gleich hinter der Universität. Es hatte

einen riesigen Saal mit über tausend Sitzplätzen. Dorthin gingen wir manchmal nachmittags. Unter der Woche, dienstags oder mittwochs, waren wir manchmal nur zu dritt oder viert in dem riesigen Saal. Einmal, ich weiß nicht mehr, bei welchem Film, sagte Paolo, dass man nur dort die Magie des Kinos verstehen könne, vor einer riesigen Leinwand, umgeben von leeren Sitzen. Er hatte verdammt recht.

Heute gibt es diesen wunderbaren Saal nicht mehr, und das Galleria ist zu einem Kinocenter geworden, aber wenigstens ist es kein Bingosaal.

Trotz alldem ist die Kino-Situation in Bari immer noch besser als in anderen Städten. Es gibt immer noch viele Kinos,

die man zu Fuß erreichen kann, indem man einen Spaziergang durchs Zentrum macht oder an der Uferpromenade entlang. Um zu meinem Lieblingskino zu gelangen, muss man allerdings das Auto nehmen, außerdem muss man sich sehr gut auskennen und es muss Sommer sein. Dieses Kino heißt »Arena ai Riciclotteri«; ich habe keine Ahnung, was das bedeutet und habe auch noch nie versucht, es herauszufinden.

Der Kartenabreißer verkauft zugleich auch eiskaltes Bier aus einem uralten Kühlschranks aus den Sechzigerjahren und kümmert sich um den ratternden Projektor. Alles ist sehr romantisch und wie aus einer anderen Zeit in diesem

Vorstadtkino, das mitten im Nichts steht, zwischen verlassenen Fabrikhallen, Lagern und Schienen, auf denen plötzlich, mitten in der ergreifendsten Szene, Züge vorbeierollen, irgendwohin, ins Dunkel der Nacht. Die grünen Sitze aus Holz und Metall stehen direkt auf dem Kies, und die Gesichter der Zuschauer, meines mit eingeschlossen, sehen aus, als gehörten sie zu einer Gruppe von Zeitreisenden, die einen Ausflug aus der Vergangenheit zu uns machen. Wenn Sie im Sommer in Bari sind, sollten Sie sich dort einen Film ansehen. Falls Sie es finden!

Ich bin abgeschweift.

Abgesehen vom Kino, gab es in Bari nichts, wo man abends hingehen konnte. Zumindest keine Orte für uns.

Es gab private Vereine – la Vela, l'Unione, il Barion – für ältere Leute, die hauptsächlich Karten spielten. Diese Vereine gibt es immer noch. Die Mitglieder sind auch heute noch ältere Leute (viele noch dieselben wie vor dreißig Jahren), und sie spielen immer noch hauptsächlich Karten.

Es gab auch ein paar Nachtlokale, die als verrucht galten und wo man sich verschiedenen Lastern hingab, von denen man im Strafgesetzbuch liest. Wir wären dort niemals hineingekommen – selbst

wenn wir es gewollt hätten.

Dann gab es natürlich noch die Diskotheken. Sie waren nur am Wochenende geöffnet und hatten ziemlich peinliche Namen – Rainbow, Snoopy, Cellar, Merendero, Privé. Ich mochte sie nicht: teils aus nicht ganz klaren ideologischen Gründen, teils weil mein Tanzstil an den einer Robbe erinnerte und das meinem Ansehen nicht gerade zuträglich war.

Es waren Orte voller Zigarettqualm, mit dröhnender Musik; die Jungs verströmten Patschuli-Schwaden, die Mädchen Charlie-Wolken, und obwohl es merkwürdig erscheinen mag, waren das keine Lokale, wo man ein Bier trinken, sich

unterhalten, herumalbern und bis zur Morgendämmerung herumsitzen konnte. Bis zum Ende des Jahres 1979 gab es in Bari überhaupt keine solchen Lokale. Das war auch einer der Gründe, weshalb ich davon träumte, wegzugehen, mir ein freieres Leben und freiere Orte zu suchen, die besser zu mir passten, wo ich ich selbst sein und meine Persönlichkeit entfalten könnte. Damit meinte ich mein künstlerisches Temperament, das vielleicht ein wenig aufgesetzt, aber durchaus zu kreativen Höhenflügen fähig war, und mein Wesen, das zu alkoholischen Exzessen neigte, zu Schlägereien und vor allem zu galanten Abenteuern mit Frauen, die

wiederum sehr interessiert an diesen Abenteuern waren.

Ich schwöre, dass ich diesen Mist tatsächlich dachte, wenn ich, Ende der Siebzigerjahre als Jüngelchen von siebzehn, achtzehn Jahren, abends nach Hause kam.

Ein paar Tage vor Silvester 1980 machte in der Via Netti, im tiefsten, stinkenden und unheimlichen Herzen des Stadtteils Libertà die »Taverna del Maltese« auf. Danach wurde vieles anders.

Die Taverna del Maltese war ein Underground-Lokal im wahrsten Sinne des Wortes: Sie befand sich in einem Kellergewölbe. Man stieg eine steile Treppe hinunter, die zu einer Art

Eingangsbereich führte; von dort ging es weiter in einen L-förmigen Raum. Dort standen ein paar aus Holz gezimmerte Tische, an den Wänden hingen Plakate, und es gab Regale mit Brettspielen. In der Mitte befand sich der Tresen, auf der einen Seite eine kleine Bühne mit einem Klavier (das allerdings ziemlich verstimmt war). Die Taverna del Maltese machte um neun Uhr abends auf und zu undefinierbaren und unvorhersehbaren Zeiten wieder zu, manchmal mitten in der Nacht, manchmal erst im Morgengrauen.

Wie atemberaubend neu das war, für Bari und für uns, ist nicht leicht zu erklären. Es ist nicht einmal mehr leicht,

sich heute daran zu erinnern.

Die Taverna del Maltese und all das, was kurz darauf in diesem Zusammenhang entstand, brach in unsere ruhigen, leeren Nächte herein und brachte eine nie dagewesene Menge von nächtlichen, unterirdischen, heiteren, listigen, tragischen, lächerlichen, teilweise auch genialen Gestalten hervor.

Es waren Künstler, Schläger, Musiker, angehende Köche, angehende Richter, Romantiker, Tagediebe, Liedermacher, Schriftsteller, Trinker, Verrückte, Junkies, schöne Frauen, Magersüchtige, Huren, Dichter, Schwule, Lesben, Unentschlossene, Politiker, Punks, Verräter, Dealer,

Nymphomanen, Schüler und Lehrer.

Ich bin kein großer Freund von Nostalgie, aber wenn ich ganz ehrlich bin, dann geht es mir schon nahe, wenn ich an gewisse Nächte im Maltese denke (wie das Lokal binnen kürzester Zeit nur noch genannt wurde) und an diese ganz spezielle Mischung aus alten Lederjacken, Schals, Busen, Turnschuhen, Gerüchen, Bärten, Hintern, prompt enttäuschten Hoffnungen, Herzen, die darauf warteten, gebrochen zu werden, Geheimnissen, Liebesgeschichten, verborgenen Schicksalen. Gesichter und Illusionen, die die Zeit verschluckt hat.

Die Eröffnung des Maltese war eine

Zeitenwende. Für unsere Nächte gab es von nun an ein Vorher und ein Nachher.

Als hätten sie sich heimlich abgesprochen, machte sich auf einmal eine große Schar von Personen, die einen Autor suchten oder zumindest eine Beschäftigung, die nicht allzu anstrengend war und die Möglichkeit zur Anmache bot, eifrig daran, jede erdenkliche Art von Lokalen und Bars zu eröffnen. Sie waren fast alle Variationen des einen Themas: Alternativer linker Verein, der jedoch der ganzen Stadt offenstand.

Alle wandten die Formel des Vereins an (auch und zuerst das Maltese, das den Vereinsgedanken von anderen Städten abgeschaut hatte), was im Klartext

bedeutete: Das Lokal ist Mitgliedern oder ihren Gästen vorbehalten, aber nur eigentlich – wir nehmen es nicht so genau.

Es funktionierte folgendermaßen: Man kam an den Eingang und klingelte. Die Tür war immer zu, und fast immer gab es eine Klingel; wenn nicht, musste man mit der Faust an die Tür hämmern. Nach geraumer, nicht abschätzbarer Zeit kam ein bärtiger Typ mit einem unförmigen Pullover und oft starkem Körpergeruch heraus, was die Verachtung des Revolutionärs für die übertriebene Hygiene der Bourgeoisie ausdrücken sollte.

»Seid ihr Mitglieder?«, lautete dann

die erste Frage.

Nein, sagtest du dann, du wärst kein Mitglied und wolltest nur mal reinschauen – wie viel würde der Mitgliedsbeitrag eigentlich kosten?

Normalerweise kostete er zehntausend Lire, in den besonders linken Zirkeln fünftausend, aber wenn man darauf bestand, konnte man auch mal »nur schauen«. Was einem in den meisten Fällen zehn- oder fünftausend Lire ersparte und auch ausreichend war.

Ich erinnere mich an eine bunte Reihe von Namen: Spleen, Guernica, Gotham City, Rimini, Fleurs du Mal, La dolce vita, Caffè Voltaire, Capitan Fracassa, Sherazade, Atahualpa, il Pellicano. Ein Tollhaus, das zugleich lustig und

unheimlich war.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Die Straßen blieben weiterhin menschenleer und still. Und das sollten sie auch noch die nächsten fünfzehn Jahre lang bleiben; erst dann begann sich die nächtliche Movida zu entwickeln, die Paolo so erstaunt hatte. Im Vergleich zu früher war es jetzt allerdings möglich, in diesen Höhlen Unterschlupf zu finden, die fast immer unterirdisch waren, wo neues Leben pulsierte und wo sich ungeahnte Möglichkeiten zu verbergen schienen.

Außer dem Maltese mochte ich am liebsten das Pellicano und vor allem das

Atahualpa.

Das Atahualpa war in der Via Garruba, die ebenfalls im Herzen des Libertà-Viertels liegt.

Der Stadtteil Libertà – damals ein Scherbenviertel, so wie CEP und Japigia – ist heute ein bizarrer und interessanter Teil der Stadt. Hier wohnen Afrikaner, Asiaten, Albaner, Griechen, Russen, Ukrainer, Rumänen, junge Akademiker, ein paar Schriftsteller, ein paar Künstler, immer noch eine Menge Studenten, die von auswärts kommen, und natürlich eine stattliche Anzahl von Dealern, Hehlern und sonstigen Kriminellen. Zusammen mit dem Stadtteil Madonella ist Libertà heute die anthropologisch vielfältigste

und interessanteste Gegend von Bari.

In Libertà und in Madonella (südöstlich des Teatro Petruzzelli) findet man völlig heruntergekommene Sozialbauten neben perfekt renovierten, eleganten Gebäuden, Lofts über alten Geschäften ohne Ladenschilder, in denen von Plastikgeschirr bis zu kleinen Elektrogeräten, von Spielzeug bis zu Hundefutter alles Erdenkliche verkauft wird, Krämerläden, Bäckereien, Fischläden, Sportstudios, Boutiquen und Handwerksbetriebe; aber auch Schänken, in denen schon um zehn Uhr morgens um Bier gespielt wird, private Zirkel, in denen Karten gespielt wird (diese beiden Aktivitäten sind übrigens

austauschbar), Spielhöllen, Billardsäle,
nordafrikanisch aussehende und
klingende Elektrogeschäfte,
Bestattungsinstitute,
Schreibwarenhandlungen, Tabakläden,
Pizzerien, Ein-Euro-Läden, Salsa-
Schulen, japanische Restaurants,
chinesische Restaurants, arabische
Restaurants, Telefonläden, Internetcafés,
Geldtransfer-Läden, ethnische
Supermärkte, Spielzeugläden,
Bonbonläden, überraschende
Künstlerwerkstätten, chinesische
Supermärkte.

Heute ist das eine interessante
Wohngegend, in der das Einkaufen
übrigens immer noch viel billiger ist als
im Stadtteil Murat, bis zu dem es nur

wenige hundert Meter sind.

Zwischen den Siebziger- und den Achtzigerjahren jedoch war der Stadtteil Libertà eine heruntergekommene und gefährliche Gegend. Das Atahualpa lag mittendrin.

Es war ein vegetarisches Restaurant, und wer nicht im Bari der Siebzigerjahre aufgewachsen ist, kann unmöglich nachvollziehen, was für eine aufregende Neuheit das war. Und dann noch dieser Name! Atahualpa, der stolze Inka-König, der von dem infamen Pizarro erst verraten und dann ermordet worden war. Mir gefiel es sehr, dass dieser Name direkt aus den Anden kam, von der Prärie der Geschichte, und den Weg bis

in die hintersten Winkel unseres Lebens gefunden hatte.

Das Lokal war auf das Malerischste verlottert, schäbiger und romantischer als alle anderen. Es gab Bauernsuppen aus Körnern, Soja-Hamburger, Karottenkuchen und viele andere Dinge mit fantasievollen Namen, an die ich mich leider nicht mehr erinnere. Aber das ist auch nicht so wichtig, denn alles, von der Vorspeise bis zum Dessert, schmeckte gleich. Die Kellner waren auf freundliche Weise geistesabwesend, als hätten sie in der Küche noch ein paar andere Pilze gegessen als die, die sie uns servierten. Alles war auf wunderbare Weise fehl am Platz, und es war klar, dass das nicht lange gut gehen

würde – manchmal waren wir abends allein im Restaurant, Paolo, Giampiero und ich.

Das Pellicano hingegen hat unglaublicherweise bis heute überlebt, mit denselben Besitzern und mehr oder weniger auch denselben Gästen. Es war ein Jahr nach dem Maltese eröffnet worden und eine verschärfte Version davon. Es war bevölkert von den Anhängern politischer Splittergruppen, Autonomen, Punks, Freaks, Kiffern, Barträgern (und ein paar Barträgerinnen) verschiedenster Couleur, die – wenigstens damals – wenig erpicht waren auf Outsider und Jungs aus guter Familie, die auf

Underground-Emotionen spekulierten.

Wenn man heute nach Bari kommt, sollte man einen Abstecher dorthin machen (es ist in der Via Quarto, im Stadtteil San Pasquale), möglichst an einem der Abende, an denen sich dort die griechischen Studenten zu Hunderten treffen (und betrinken). Das ist wie ein Ausflug in die Vergangenheit. Überraschenderweise isst man dort übrigens auch noch gut.



Das Schöne an diesen Lokalen war, dass man sehr leicht Leute kennenlernte,

Freundschaft schloss und dem Abend womöglich eine unerwartete Wendung geben konnte.

Eines Abends lernte ich im Maltese ein Mädchen kennen. Sie war hübsch, sehr alternativ und hatte zwei Brüste, die man einfach anstarren musste. Nennen wir sie Bianca, denn so hieß sie tatsächlich.

Ich sei sehr nett, sagte sie fünf Minuten, nachdem wir uns an einem der großen Gemeinschaftstische vorgestellt hatten, wobei sie mir tief in die Augen sah. Sie wohne nicht weit weg, in der Via Nicolai, Ecke Via Brigata Regina, mit zwei Kommilitoninnen; warum gingen wir nicht einfach zu ihr nach Hause und drehten uns ein paar Joints?

Sie sagte das, ohne sich um eventuelle Mithörer zu kümmern, stand auf, nahm mich bei der Hand und führte mich weg, unter den erstaunten Blicken von Giampiero und Paolo und den wesentlich weniger erstaunten Blicken ihrer Freunde, die das Drehbuch offensichtlich schon kannten.

An dieser Stelle muss ich bekennen, dass ich mich zwar als erfahrener Bohemien und Abenteurer gab, dass aber in Wirklichkeit meine einzige psychotropische Erfahrung bis zu jenem Abend im kollektiven Schnüffeln von Kleister während des Werkunterrichts in der achten Klasse bestanden hatte. Nebenher bemerkt, hatte der Lehrer uns

auch noch dabei erwischt und uns jede Lust daran auf Dauer verdorben.

Das konnte ich Bianca natürlich nicht sagen, ohne mich bloßzustellen und mir so die interessanten erotischen Aussichten zu ruinieren, die sich plötzlich aufgetan hatten. Komm schon, sagte ich mir, als wir das Maltese verließen, was ist schon dabei? Ich ziehe ein paar Mal, weil ich ein höflicher Junge bin, und dann schreite ich zur Tat. Wobei ich mir die Tat wie eine Art Pornofilm vorstellte, der von Bianca und mir interpretiert würde und, falls der Abend wirklich gelungen sein sollte, auch noch von einer ihrer Mitbewohnerinnen.

Die Wohnung war die typische

Wohnung von Studentinnen aus der Provinz. Die beiden Mitbewohnerinnen waren nicht da, was bedeutete, dass ich mir meine kühnsten Fantasien gleich abschminken konnte. Bianca führte mich in eine Küche mit Schränken, die aussahen, als seien sie vom Sperrmüll, und nicht zusammenpassenden Stühlen. Es stank nach kaltem Rauch. Sie verschwand ein paar Minuten lang, und als sie zurückkam, hatte sie ihren Pullover ausgezogen und trug nur noch ein weißes T-Shirt, aus dem ihre unglaublichen Brüste quollen. Sie hatte Zigarettenpapier, Tabak und ein Küchentuch dabei, das um einen länglichen, Salami-förmigen Gegenstand

gewickelt war. Es war wirklich kein kleiner Gegenstand, und als Bianca das Paket auspackte, wurde mir klar, dass es sich bei dem Inhalt um Haschisch handelte. Es war ein Brocken von mindestens einem Kilo, genug, um uns alle beide verhaften zu lassen, falls durch einen dummen Scherz des Schicksals die Polizei oder die Carabinieri plötzlich aufgetaucht wären.

»Ganz schön viel, was?«, meinte ich mit Expertenmiene.

»Stimmt. Weißt du, ich war in Holland und habe mir zwei Kilo mitgebracht.«

»Zwei Kilo?!« Ich konnte mich einfach nicht beherrschen, und meine Stimme überschlug sich fast. Zwei Kilo?

Du liebe Güte!

»Ja, es ist super, du wirst ja sehen. Es war wirklich ein guter Deal, ich habe die Kosten schon wieder drin, indem ich die Hälfte in Einzeldosen weiterverkauft habe. Ich hab sogar Gewinn dabei gemacht.«

Ich konnte mich kaum beherrschen, ihre Worte nicht noch einmal zu wiederholen. *Weiterverkaufen?* Ich meine, du hättest mir gleich sagen können, dass du eine Dealerin bist. Ich wäre vielleicht trotzdem mitgekommen, aber ich hätte einfach gern vorher gewusst, dass der Abend mit einem Ausflug in die Welt des Verbrechens enden würde.

»Also, ist das nicht etwas ... ich meine ... etwas gefährlich?«

»Wie meinst du das, gefährlich?«

»Ich meine, die Polizei, die Carabinieri ... diese Dinge.«

»Wer sollte das der Polizei denn sagen? Ich bin doch keine Dealerin« (darüber, dachte ich, könnte man eine Debatte eröffnen, auch wenn es vielleicht nicht der richtige Moment dafür war), »ich verkaufe das Zeug nur an Freunde, nicht auf der Straße.«

Die Situation war ein wenig anders, als ich sie mir vorgestellt hatte, aber Bianca war immerhin da mit ihrem T-Shirt und ihren unglaublichen Brüsten, und nach dem ersten Schock war ich

gern bereit, ihr alles zu verzeihen. Selbst wenn sie mir gesagt hätte, dass ihre Mitbewohnerinnen zwar zu Hause waren, aber tot und zerstückelt im Kühlschrank (und dass das ihr Werk war), hätte ich die Sache als relativ betrachtet.

»Hier, dreh du mal ein paar für den Anfang. Das Zeug ist stark, das haut ganz schön rein«, sagte sie, während sie mir das Zigarettenpapier, den Tabak und das Paket mit der braunen Wurst gab. Damit hatte ich nicht gerechnet. Anscheinend ging sie davon aus, dass ich das konnte. Klar, bei einem coolen Typen wie mir musste sie ja einfach davon ausgehen ...

»Ich bin da nicht so gut, eher ziemlich ungeschickt. Vielleicht ist es besser,

wenn du das machst?«

Sie warf mir einen verwunderten Blick zu und zweifelte vermutlich einen Augenblick lang an meiner Eignung für eine Drogenparty mit sexuellem Nachspiel. Sie wollte etwas sagen, verzichtete aber dann darauf, nahm die Utensilien und fertigte blitzschnell zwei Joints in der Größe von Havanna-Zigarren an. Ich kannte mich nicht aus, ich meine, ich hatte das Zeug überhaupt noch nie gesehen. Mein Gefühl sagte mir, dass sie vielleicht etwas übertrieben hatte und die Dinger wahrscheinlich etwas kleiner sein müssten, aber ich hatte nicht den Mut, Fragen zu stellen oder gar technische

Einwände zu äußern.

Um es kurz zu machen, wir rauchten jeder eine Haschizigarre. Das heißt, *ich* rauchte sie wirklich, manchmal tat ich auch nur so, als würde ich inhalieren, aber wie auch immer, am Ende war die Kanone zu Asche geworden. Falls sie bemerkte, dass ich trickste, ließ sie es sich jedenfalls nicht anmerken. Als wir fertig waren, drehte sich mir der Kopf, und ich war vermutlich nicht im Vollbesitz meiner geistigen Fähigkeiten, aber im Großen und Ganzen hatte ich die Situation unter Kontrolle. Sie hingegen schien vollkommen durchgedreht zu sein. Sie meinte, wir müssten sofort jeder noch so ein Ding rauchen.

Ich schlug vor, dass wir uns einem

anderen Zeitvertreib widmeten. Das musste unglaublich lustig geklungen haben, denn sie fing an zu lachen. Sie lachte immer weiter und ich dachte, nun ja, das war zwar sehr gut gesagt und richtig lustig, aber ein Gelächter von drei, vier Sekunden hätte gereicht. Doch sie lachte und lachte und deutete auf etwas an der Wand, als hätte das ihr Gelächter ausgelöst. An der Wand war lediglich ein Wasserfleck zu sehen, der auf den ersten Blick gar nichts Lustiges hatte. Ich sann noch darüber nach, als Bianca plötzlich aufhörte zu lachen, sich zu mir hinüberbeugte und meinen Mund mit einer Zunge zu erforschen begann, die an eine wild gewordene

Pythonschlange erinnerte.

Das hat ja verdammt lang gedauert, dachte ich.

Der erste Akt fand in der Küche statt und die Fortsetzung dann im Schlafzimmer, wo wir uns eine Schneise zum Bett bahnen mussten zwischen Wollpullovern, Unterwäsche, Bettzeug, Decken und verschiedentlichen Gerüchen hindurch; zwischen Flaschen, Büchern, Schallplatten, Stiften, Heften, Fotos, Postern, Papieren (ich meine Notizzettel), Atlanten, Papieren (ich meine Zigarettenpapieren), leeren Aschenbechern, vollen Aschenbechern, halb abgebrannten Räucherstäbchen, Turnschuhen, anderen Schuhen, Palästinensertüchern, Ponchos, einem

Sombrero, Schals sowie einem Schlagstock, der »Stalin« genannt wurde und ein paar Jahre früher von den Ordnungsdiensten bei Demonstrationen verwendet wurde.

Der erotische Teil dauerte nicht lang und war alles andere als ein unvergessliches Erlebnis. Danach zündeten wir uns, wie das allerbanalste Klischee es verlangt, eine Zigarette an (diesmal eine aus Tabak) und rauchten sie jeder zur Hälfte. Wir plauderten eine Weile – das heißt: Sie redete ohne Punkt und Komma drauflos und ich tat so, als würde ich ihr zuhören, während ich mich im Stillen fragte, wie sie es in diesem Chaos bloß aushielt, ohne verrückt zu

werden. Dann dachte ich, dass sie vielleicht tatsächlich verrückt war und dass die Sache mit der Dealerei für diese These sprach. Ich tauchte aus meinen Grübeleien auf, als ihr Selbstgespräch plötzlich auf gruselige Weise interessant wurde.

»... und deshalb, weißt du, hat er keine Lust, mit mir zu schlafen, verstehst du, und meistens kriegt er keinen hoch, auch wenn ich ihm einen blase.«

Für den Fall, dass ich schwer von Begriff oder den Feinheiten der Sprache nicht mächtig sei, kam Bianca mir insoweit entgegen, als sie mir die Handlung pantomimisch veranschaulichte (und das zugegebenermaßen sehr ausdrucksvoll,

wenn auch nicht eben elegant). Ich fühlte mich langsam unwohl. Und in Kürze würde ich mich SEHR unwohl fühlen.

»Also, verstehst du, ich bin mir sicher, dass er Hans vorzieht, ich meine, Hans allein, denn einmal haben wir es zu dritt versucht, aber das hat nicht funktioniert und deshalb ist es ganz klar: Er ist bisexuell. In letzter Zeit wird er aber immer schwuler und na ja, ich meine, ich habe ja auch meine Affären und auch Erfahrungen mit Lesben, aber letztendlich steh ich nun mal auf Männer und sehe deshalb keine große Zukunft für diese Beziehung. Hast du schon mal mit einem Mann geschlafen?«

Ich sagte, ehrlich gesagt, nein, ich

hatte keine homosexuellen Erfahrungen gemacht und hatte auch vor, sie zu meiden, so weit das möglich war und falls ich nicht überrumpelt würde. Der genaue Wortlaut war: Falls sie mich nicht von hinten packen, aber ich hatte den Eindruck, dass Bianca den feinen Humor in diesen Worten gar nicht bemerkte. Sie sprach einfach weiter, als hätte sie mich gar nicht gehört, und so erfuhr ich kurz darauf, dass Mario, ihr vielseitiger Freund, gern experimentierte und auch Erfahrungen mit Heroin gemacht hatte. Sowohl individuell als auch in der Gruppe.

In jenen Jahren herrschte panische Angst vor Aids, und man konnte jeden Tag in der Zeitung schreckliche Artikel

lesen und Listen der Risikogruppen, bei denen die Ansteckungsgefahr durch sexuelle Kontakte am größten war. Die beiden allerschlimmsten Gruppen waren Homosexuelle und Heroinkonsumenten. Und ich hatte mich gerade mit einem Mädchen vergnügt, das ungeschützte Beziehungen zu einem jungen Heroinkonsumenten unterhielt, der auch mit Homosexuellen Verkehr hatte.

Warum verdammt noch mal war ich nicht zu Hause geblieben und hatte ein Buch gelesen? Warum? Musste ich wirklich jeden Abend ausgehen? Das hatte ich jetzt davon. Diese Sätze sagte ich wortwörtlich zu mir selbst, während sich Panik in meinem umnebelten Hirn

ausbreitete.

»Aber, also, machst du ... ich meine ... machst du dir denn keine Sorgen?«

»Was?«, sagte sie, während sie sich eine neue Zigarette ansteckte und sie mir dann reichte. Mir war die Lust am Rauchen allerdings gründlich vergangen. Überhaupt war mir die Lust vergangen, mit ihr Speichel oder andere Körpersäfte auszutauschen.

»Danke, ich habe genug geraucht. Hast du denn keine ... ich meine, hast du keine Angst vor Krankheiten?«

»Was denn für Krankheiten?«

Was für Krankheiten? Bist du blöd?
Was wohl! Osteoporose?
Zahnfleischbluten?

Ich meine Aids, verdammt noch mal!

»Na ja, man hört so viel über Aids. Hast du eigentlich mal einen Aids-Test machen lassen?«

»Weißt du was, ich scheiß auf so was. Ich glaube, dahinter steckt eine Menge imperialistische Desinformation« (ich schwöre, sie verwendete diese Worte: imperialistische Desinformation), »aber ich glaube an einen gesunden Fatalismus. Es hat keinen Sinn, sich aufzuregen, Bluttests zu machen und so. Wenn es passieren muss, passiert es eben; wenn du sterben musst, stirbst du.«

Stirb doch selber, du dumme Kuh!

Ich schwöre, dass ich drauf und dran war, genau das zu sagen, aber ich riss mich zusammen, während ich mir

vorstellte, wie ich, von der Krankheit und dem langen Leidensweg gezeichnet, an jenen absurden Abend und meinen hirnlosen Leichtsinn zurückdenken würde. Ich war frohen Mutes aus dem Haus gegangen, kerngesund und voller Lebensfreude, mit einer großartigen Zukunftsperspektive, und würde mich jetzt mit einer schlimmen Infektion auf den Rückweg machen, mit einer Art tickender Zeitbombe im Blut. Sehnsüchtig würde ich an die Zeit *vor* jenem verhängnisvollen Abend zurückdenken. An meine Kindheit, meine glückliche Jugend (na ja, während meiner Jugend war ich zwar nicht besonders glücklich gewesen, aber ich wollte jetzt nicht so pingelig sein), an

meine Eltern, an meinen Bruder. An meine erste Freundin, die so süß war und bestimmt nicht herumliefe und Orgien mit Perversen, Drogensüchtigen und Schwulen veranstaltete.

Ich weiß, dass es nicht politisch korrekt ist und nicht links, sondern ziemlich primitiv. Aber in jenem Moment puren Horrors dachte ich das.

Wer weiß, fragte ich mich, ob es nicht etwas nützt, wenn man sich sofort *sehr gut* wäscht nach dem, was *geschehen* ist.

Mit dem letzten Funken Klarheit, der mir verblieben war, schloss ich diese Möglichkeit aus und sagte mir, dass ich trotzdem auf jeden Fall fortwollte, fort

von den Kleiderhaufen und den Bergen von Gegenständen zweifelhafter Herkunft und vor allem zweifelhafter Hygiene. Deshalb sagte ich, dass ich gehen müsste, weil ich in zwei Tagen eine Prüfung hätte und noch einen Tag zum Lernen bräuchte. Hatte ich ihr nicht gesagt, dass ich erst vor drei Tagen eine Prüfung gemacht hatte? Scheiße, ja, das hatte ich ganz vergessen. Doch, ja, ich hatte vor drei Tagen eine Prüfung gemacht und hatte jetzt schon wieder eine. Ich hatte sie so dicht hintereinander gelegt, weil ich schnell fertig werden wollte, also, wie auch immer, entschuldige, aber ich muss jetzt los.

»Ich fand es ganz toll mit dir. Wir müssen uns bald wiedersehen, ja?«

Na klar, ganz bestimmt. Wir sehen uns ganz bald wieder und dann machen wir eine Orgie mit Hans, Mario und ein paar von ihren Freunden. Was Hausgemachtes, mit ungeschütztem Sex, infizierten Nadeln und was uns sonst noch alles einfällt! Und wenn wir fertig sind, gehen wir alle in die Osteria »Zum fröhlichen Unker«.

»Ja, bald. Gib mir deine Telefonnummer, dann ruf ich dich gleich nach der Prüfung an.«

Darauf kannst du Gift nehmen.

Ich holte mir kein Aids. Und eine Zeitlang mied ich das Maltese. Wie man sich vorstellen kann, wollte ich Bianca

nicht begegnen (ich sah sie tatsächlich erst viele Jahre später wieder, auf einer Hochzeit mit mindestens zweihundert Gästen. Sie ist Ärztin und soll auch sehr gut in ihrem Job sein. Wir wurden einander vorgestellt, aber sie gab nicht zu erkennen, ob sie mich wiedererkannte oder nicht. Nachdem wir ein paar höfliche Worte gewechselt hatten, verschwand sie in der Menge).

Ich hatte nicht den Mut, sie nach Mario und Hans zu fragen.

FÜNF

Giampiero rangierte vorsichtig aus dem Parkplatz heraus und schlug die südliche Richtung ein. Wir fuhren an der Uferpromenade entlang, vorbei an den faschistischen Gebäuden (die ehrlich gesagt gar nicht so hässlich sind, sondern eine gewisse stilistische Würde besitzen), dem Verwaltungsgebäude der Provinz mit der Pinakothek, der Luftfahrtbehörde, den Carabinieri und dem Forstwirtschaftsgebäude; schließlich waren wir auf der Höhe des Strandbads »Pane e pomodoro« angekommen und kurz darauf beim Park von

Punta Perotti.

»Halt, war das nicht hier, wo sie diese Häuser abgerissen haben?«

»Doch, und wenn du mich fragst, haben sie eine Riesendummheit gemacht«, meinte Giampiero. »Viele meiner Klienten hatten hier Wohnungen gekauft und waren auf einmal angeschmiert, vollkommen schuldlos.«

»Sie hatten keine Baugenehmigung«, sagte ich nach einer kurzen Pause, in der ich mich gefragt hatte, ob ich Lust hatte, mit Giampiero eine Diskussion über die juristischen, wirtschaftlichen und sozialen Hintergründe des Abrisses der Anlage von Parco Perotti anzufangen. Zum Glück beließ er es dabei, die Achseln zu zucken und den Kopf zu

schütteln.

Die Geschichte war im Wesentlichen folgende: Ein paar große Bareser Bauunternehmer hatten am südlichen Ende der Uferpromenade eine Anlage mit luxuriösen Hochhäusern gebaut, die das Stadtbild verunstaltete. Gerichtliche Ermittlungen hatten dann – noch im Laufe der Bauarbeiten – ergeben, dass die Baugenehmigungen nicht ordnungsgemäß erteilt worden waren und dass es sich in Wirklichkeit um eine Bausünde riesigen Ausmaßes handelte. Daraufhin waren die Gebäude beschlagnahmt und eine juristische Schlacht eröffnet worden, die mit allen dazugehörigen politischen und

journalistischen Kontroversen beinahe zehn Jahre lang geführt wurde.

An einem sonnigen Frühlingstag des Jahres 2006 wurde schließlich die Uferpromenade für den Verkehr gesperrt, der größte der drei Wolkenkratzer mit Hunderten von Sprengstoffladungen gefüllt, und um 10.31 Uhr, mit nur einer Minute hinter Plan, fiel der Turm vor Zehntausenden von Zuschauern und Fernsehteams in sich zusammen in einer unverständlichen, unwirklichen Stille, aus der nur eine riesige Staubwolke aufstob, die aussah wie Puder. An den folgenden Tagen wurden auch die anderen beiden Gebäude gesprengt; die Stadt erhielt ihre Silhouette zurück, und

auf dem freien Platz wurde ein schöner Park angelegt.

Manchmal laufen die Dinge auch tatsächlich so, wie sie sollten – das nur am Rande.

»Ich habe mir den Abriss im Satellitenfernsehen angeschaut, und dann gleich noch mal im Internet. Unfassbar – ich konnte es kaum glauben, dass ihr in Bari so was tun würdet.«

Ich schluckte den leichten Unwillen hinunter, den mir dieser Satz bereitete, und unterdrückte den Impuls, ihm etwas Sarkastisches über seine Worte zu sagen und die unterschwellige verbale Distanzierung von der Stadt, in der er immerhin geboren und aufgewachsen

war. Wir fuhren also schweigend am Parco Perotti vorbei und wendeten am Ende der vierspurigen Straße, um wieder in Richtung Stadt zu fahren.

Der Blick, den man auf Bari hat, wenn man nachts und von Süden kommt, gefällt mir am besten. Das Meer ist dunkel, aber nicht bedrohlich, man hat die Linie der Uferpromenade vor sich und die des Hafens, die voller Lichter und Verheißungen sind; man sieht die höheren Gebäude wie den Turm der Provinzverwaltung, den Glockenturm von San Sabino sowie das Motta-Hochhaus, das an der Stelle des allerersten Hauses des Murat-Viertels errichtet wurde, und sie alle geben der Silhouette einen Rhythmus. Man sieht

die gusseisernen Straßenlaternen und die Kanalrohre, die ins Meer münden. Das zusammen vermittelt, wenn man von dieser Seite kommt, den Eindruck einer kleinen, freundlichen und herzlichen Metropole.

Und das ist schön.



Die Strecke an der Strandpromenade entlang legten wir noch ziemlich schnell zurück, dann wurden wir jedoch immer langsamer, weil der Verkehr zunahm, je näher wir dem Margherita kamen. Als wir den Corso Vittorio Emanuele

erreichten, war das Chaos perfekt: Autos, Motorräder, Verkehrspolizisten, die versuchten, die in der zweiten Reihe Parkenden zu verscheuchen, Trauben von Jugendlichen, die über die Gehsteige quollen, Musik, die aus den offenen Autofenstern und aus Ghettoblastern dröhnte.

Der riesenhafte SUV rollte, wie alle anderen Autos, in Schrittgeschwindigkeit vorwärts.

Paolo wunderte sich immer mehr.

»Wo kommen die Menschen denn auf einmal alle her? Was ist mit dieser Stadt passiert? Hat hier eine Bevölkerungsexplosion stattgefunden, oder was war da los?«

»Kaum zu glauben, nicht wahr? Das

ist schon seit etwa zehn Jahren so, seit sie die Altstadt neu hergerichtet haben«, sagte Giampiero.

»Sie kommen jetzt alle hierher, auch weil es in den Vororten keine dunklen Ecken mehr gibt«, fügte ich hinzu, um einen soziologisch-anthropologischen Beitrag zur Unterhaltung beizusteuern.

»Was soll das denn bedeuten?«, fragte Paolo.

Es bedeutete, dass in der Zeit, als wir jung waren, die Straßenbeleuchtung nicht gerade perfekt war und dass es deshalb eine Reihe von wunderbar dunklen Örtlichkeiten gab, die sich abends mit heftig wackelnden Autos füllten, in denen Jugendliche ihre Hormonstürme

auslebten. Sie parkten auf den Kiesbänken am Ende des Lungomare Perotti; in einigen dunklen Gässchen von Mungivacca, Palese oder Santo Spirito; in der Nähe des Pinienwäldchens von San Francesco; beim Leuchtturm von San Cataldo, in den hintersten Winkeln des Stadtteils San Girolamo, als dieser Stadtteil noch ein wilder Ort war, den nur Schmuggler, Huren und Besucher des ABC-Kinos betraten. Gruppen, die einander normalerweise ignorierten.

Mittlerweile sind die Kiesbänke des Lungomare Perotti zum alleinigen Revier der Prostituierten geworden; die Gegend um das Pinienwäldchen ist unerträglich hell ausgeleuchtet, und dasselbe gilt für den Leuchtturm, der noch dazu

eingezäunt ist. Der ganze Stadtteil hat sich derartig verändert, dass es keinem Menschen mehr in den Sinn kommen würde, sich dort sexuellen Aktivitäten zu widmen.

Paolo sah mich wortlos an, wie man jemanden ansieht, der völlig abwegiges Zeug redet.

Mühsam erreichten wir das Herzstück des Corso Vittorio Emanuele, zwischen der Präfektur und dem Teatro Comunale, das nach einer der wenigen Berühmtheiten von Bari benannt ist: Niccolò Piccinni, ein Komponist des 18. Jahrhunderts. Bari ist sehr stolz auf diesen Sohn, Piccinni aber dürfte nicht sehr zufrieden mit Bari gewesen sein,

denn er nutzte die erstbeste Gelegenheit, um sich aus dem Staub zu machen und sich nie wieder blicken zu lassen. Er studierte in Neapel, wurde Komponist, schrieb einige der wichtigsten Werke der Opera buffa seines Jahrhunderts, ging nach Paris und kehrte schließlich nach Neapel zurück, kurz: Er reiste eine Menge herum für seine Zeit. Aber in Bari ward er nicht mehr gesehen. Die Baresen haben ihm das nicht übel genommen; sie haben ihm eine Statue gewidmet, eine wichtige Straße und, wie gesagt, das Stadttheater nach ihm benannt, und sie haben eine Tafel an dem Haus angebracht, in dem er geboren wurde und wo er aufwuchs.

Wir fahren am Piccinni vorbei, wo

gerade eine Vorstellung zu Ende war und das Chaos durch die herausströmenden Zuschauer noch größer war als sonst. Wir kamen nur sehr langsam vorwärts, und während Paolo und Giampiero sich weiter unterhielten, klinkte ich mich innerlich aus. Ich hörte nur noch auf das Geräusch ihrer Stimmen, hörte, wie sich laute mit leisen Tönen mischten, nahm den Bareser Akzent Giampieros wahr und den fremden, den Paolo mitgebracht hatte. Ich war hypnotisch angezogen von dem Bildschirm des Navigationsgeräts. Ich selbst hatte nie eins besessen, und obwohl ich natürlich viele von ihnen gesehen hatte, hatte ich mich nie näher mit der Technik beschäftigt.

An jenem Abend geschah etwas Merkwürdiges. Nachdem ich die Palmen entdeckt hatte, entdeckte ich das Navigationsgerät und seine Funktionsweise. Auf dem Monitor sah man, bunt und dreidimensional, einen Kartenausschnitt der unmittelbaren Umgebung, durch die das Auto gerade fuhr: unsere Straße, die Parallel- und die Seitenstraßen. Links die Via Piccinni, rechts, jenseits des Altstadtufers, die Strada del Palazzo dell'Intendenza, danach, quer dazu, Via Sparàno da Bari, Via Andrea da Bari und Via Roberto da Bari.

Nebenbei erwähnt, waren die Herren Sparàno und Andrea da Bari

Rechtsgelehrte, deren wichtigste – und übrigens auch einzige – Großtat darin bestanden hatte, die mittelalterlichen Bräuche Baris zu sammeln und aufzuschreiben. Darf ich noch deutlicher werden? Die Tatsache, dass einige der wichtigsten Straßen der Stadt Rechtsgelehrten gewidmet sind, hat mich noch nie wirklich begeistert. Ich hätte es gern gesehen, wenn das baresische Mittelalter, oder auch eine andere Epoche, mehr zu bieten gehabt hätte für die Toponomastik der Stadt. Aber dem ist leider nicht so. Unglücklicherweise gibt es keine Hinweise auf einen großen Dichter, einen großen Maler oder wenigstens einen großen Juristen.

Durch jene Straßen – nach wem auch

immer sie benannt sein mochten – war ich Tausende von Malen gegangen, und doch erschien es mir, als entdeckte ich ihre Existenz erst an diesem Abend, dank des leuchtenden Monitors. Die Namen nahmen auf dem bunten Schirm Gestalt an und ließen Phänomene, die bis dahin nichts als vage, flüchtige Erscheinungen gewesen waren, wahr und konkret werden. Die Straßennamen, der Sinn dieser Orte, meine eigene Position darin.

Es war wie eine Offenbarung, eine leichte Euphorie – und dann war da noch ein anderes Gefühl, das ich nicht genau benennen konnte. Als gäbe es noch etwas Wichtiges zu verstehen, das zum

Greifen nah war und bei dem mir nur der metaphorische Millimeter fehlte, um es zu fassen zu bekommen.

Ich bemerkte ganz nebenbei, dass Paolo und Giampiero gerade über die Fußballmannschaft von Bari sprachen – ein Thema, das in meiner persönlichen Hitliste die gleiche Position einnimmt wie »Das Alltagsleben der Opossums« und »Neue Horizonte im Anbau von Roter Bete« -, während das Auto sich endlich dem Verkehr des Corso Vittorio Emanuele entwunden hatte und auf die Piazza Massari zurollte.

Die Navigation informierte mich, dass parallel zur Piazza Massari die Via Boemondo lag, und das war das erste Mal, dass mir das auffiel. Ich meine: Ich

wusste natürlich, dass es irgendwo in der Stadt, ganz in der Nähe von Piazza Massari, Corso Vittorio Emanuele, der Präfektur und dem Stauferkastell eine Straße gab, die nach Boemondo di Altavilla, dem Fürsten von Antiochia benannt war. Aber erst in diesem Moment wurde mir die Anordnung dieser Straßen und Plätze zueinander klar, erst in diesem Moment schien sich mir dieser Ort mit Sinn zu erfüllen, jetzt, wo ich die räumlichen Koordinaten erkannte.

Wir ließen die Piazza Massari hinter uns und fuhren am Kastell vorbei. Auf den Monitor starrend, wurde mir klar, was ich immer geahnt hatte, ohne es zu

wissen, und zwar, dass links die Via Murat mit dem Polizeipräsidium lag und vor uns der Corso Vittorio Veneto; währenddessen hatten Giampiero und Paolo ihr Gespräch über Bari beendet.

»Kommt, steigen wir kurz aus«, sagte Giampiero, während er seinen Luxuslaster in einen Behindertenparkplatz zwängte.

Mir war nicht ganz klar, weshalb wir hielten und ausstiegen. Ich wollte jedoch nicht fragen, damit nicht auffiel, wie geistesabwesend ich gewesen war.

»Ich bin bestimmt seit zwanzig Jahren nicht mehr beim Kastell gewesen«, sagte Paolo und sah sich um auf der Suche nach Anhaltspunkten, die es nicht mehr gab; da verstand ich, warum wir

gehalten hatten. Wir durchquerten die Grünanlage und kamen zu der Mauer, die den Burggraben umgibt. Nur wenige hundert Meter von der nächtlichen Movida entfernt, war diese Anlage – vielleicht wegen ihrer Nähe zum Präsidium – unverändert geblieben: still, verlassen und ein wenig unheimlich. Die Pflanzen waren zerrupft und auf den Rasenflächen kein einziger Grashalm, sondern nur staubige Erde, die sich im Lauf der Jahre und unter Hunderten von Schuhsohlen verfestigt hatte.

Als wir uns auf das Mäuerchen setzten, merkte ich, dass ich Lust auf eine Zigarette hatte.

»Sicherlich raucht keiner mehr von

euch, oder?«, fragte ich.

»Rauchst du etwa noch?«, wollte Paolo wissen und klang dabei, als frage er, ob ich auch Kinder missbrauche.

»Natürlich hat er es sich abgewöhnt. Das Zigarettenkaufen, meine ich.« Giampiero kicherte über seinen alten Scherz, der wie alles an ihm etwas angestaubt war. Er fügte hinzu: »Ich habe immer eine Schachtel im Auto, seit ich aufgehört habe. Zu deinem Glück ist das Auto neu – deshalb sind auch die Zigaretten nicht aus grauer Vorzeit und riechen auch nicht nach Mauleselmist wie die aus meinem alten Auto.«

Er erhob sich von dem Mäuerchen – er schien sich zu freuen, mir diesen kleinen Gefallen tun zu können, und das

rührte mich ein wenig -, ging zum Auto und kam mit einer Schachtel Marlboro »Blend 29« zurück. Die Schachtel war noch versiegelt, so dass ich das ganze Ritual genießen konnte: das Aufreißen der Hülle, das Öffnen der Schachtel, das Zerknüllen des Stanniolpapiers, das Herausziehen der Zigarette, das Anzünden.

»Ich kann es nicht fassen, dass du noch rauchst«, hakte Paolo noch einmal nach, mit derselben leichten, aber deutlich wahrnehmbaren Aggressivität in der Stimme wie vorher.

Ich wollte ihm antworten, dass ich nicht rauchte, sondern höchstens mal eine Zigarette klaute, wenn ich eine fand;

dass ich nie welche kaufte, was bedeutete, dass ich an manchen Tagen gar nicht rauchte, und dass zwei, drei Zigaretten am Tag noch nicht Rauchen war.

Aber dann fand ich es absurd, diesen Unsinn zu wiederholen, den ich schon so oft aufgesagt hatte, wenn mir jemand diese Frage gestellt hatte. Ich nahm einen kräftigen, tiefen Zug und antwortete ihm.

»Ja, ich rauche noch. Und ich bin sicher, dass du jetzt um dein Leben gern auch eine rauchen würdest.«

»Da irrst du dich aber«, und seinem Tonfall und seinem Gesichtsausdruck entnahm ich, dass ich mich tatsächlich irrte. Er hatte vor langer Zeit aufgehört und hatte überhaupt keine Lust, wieder

anzufangen.

»Wann hast du aufgehört?«

»Kurz nachdem ich weggegangen bin. Bevor bei uns alles verboten wurde. Sagen wir so, ich war bereit, als die Verbote anfangen haben. Heute raucht man nicht einmal mehr im Grünen bei uns.«

»Bei uns« sagte er wie jemand, der von woanders kommt, der woanders hingehört. Das riesige Amerika war für ihn »bei uns«.

Theoretisch hätte es ja auch für mich »bei uns« sein können. Aber ich wusste nicht, wo ich hingehörte und ob ich überhaupt irgendwo hingehörte.

»Leute, ihr seid nie richtige Raucher

gewesen. Ich war es, und deshalb musste ich auch aufhören, bevor es ein schlimmes Ende nahm. Zum Schluss war ich bei zwei Schachteln am Tag angekommen, und dann hat mich ein ukrainischer Hypnosearzt geheilt. Seit drei Jahren rühre ich keine Zigarette mehr an«, sagte Giampiero. »Übrigens ist jetzt auch hier überall das Rauchen verboten.«

»Und unglaublicherweise halten sich alle daran, wie ich gesehen habe«, sagte Paolo.

Das ist noch etwas, was mir auf die Nerven geht. Wenn jemand aus dem Ausland kommt, dreht sich das Gespräch immer unweigerlich darum, wie erstaunlich es ist, dass die Italiener

(oder gar die Südtaliener) das Rauchverbot respektieren. Jedes Mal, wenn ich das hören muss, bekomme ich Lust, dem Verantwortlichen eine Kopfnuss zu verpassen. So ähnlich wie wenn jemand sagt, dass es keine Jahreszeiten mehr gibt oder dass »die jungen Leute heutzutage gar keine Interessen mehr haben – ganz anders als wir damals«.

Ich verkniff es mir, Paolo eine zu verpassen; auch Giampiero beharrte nicht auf dem Thema und so saßen wir einfach auf dem Mäuerchen, ich rauchte meine Zigarette fertig, sie sagten nichts und dachten an wer weiß was.

Paolo unterbrach das Schweigen.

»Gibt es noch diese Buden, wo frittierte *sgaglioze* verkauft werden?«

Als er dieses altmodische Wort aussprach, hatte das eine seltsame Wirkung auf mich. *Sgaglioze* sind dünne Polentascheiben, die in Motorenöl (oder etwas sehr Ähnlichem) ausgebraten werden. In Bari Vecchia bekommt man sie an Buden an der Straße angeboten. Typisches, sehr gut schmeckendes baresisches Street-food, das ungefähr so gesund ist wie Crack.

Wenn ich erzähle, was *sgaglioze* sind, lautet die erste (und zugegebenermaßen legitime) Frage immer: Wie kommt die Polenta nach Bari? Frittierte Polenta bringt man wohl

eher mit Street-food von Ponte di Legno oder Pergine Valsugana in Verbindung. In Bari hingegen würde man dem Klischee nach frittierte Miesmuscheln in braunen Spitztüten erwarten.

Tatsache ist, dass es in der Altstadt seit eh und je pittoreske Gestalten gibt, die Polentascheiben frittieren und sie der nationalen Leber-Schutz-Organisation zum Trotz dort feilhalten.

»Es gibt sie noch«, sagte ich, »an der alten Stadtmauer in der Nähe von San Nicola und Piazza Mercantile.«

»Die *sgaglioze*. Unglaublich. Ich habe dieses Wort vor fünfundzwanzig Jahren zum letzten Mal ausgesprochen, und jetzt, wo ich gesagt habe, kommen mir lauter Dinge in den Sinn, die ich

längst vergessen hatte. Angefangen von dem grässlichen Geruch dieses Öls. Zuallererst denke ich an die eine Alte, die sie so besonders gut machte.«

Er verstummte und ließ seinen Blick umherwandern, auf der Suche nach alten Erinnerungen. Erst jetzt war er wirklich bei der Sache, und ich konnte sehen, wie seine Lippen sich zum ersten Mal zu einem spontanen Lächeln kräuselten. Dann verwandelte sich das Lächeln in ein Lachen.

»Warum lachst du?«, fragte Giampiero.

Da lachte Paolo noch mehr, als hätte sich ein unwiderstehlich komischer Gedanke seiner bemächtigt. Er lachte so

herzhaft, dass auch wir zu lachen begannen, obwohl wir den Grund nicht kannten.

»Jetzt sag schon, warum zum Teufel lachst du so?«, wollte Giampiero wissen.

»Mir ist eingefallen, wann ich das letzte Mal bei dieser Alten gewesen bin und warum ich danach nie mehr was bei ihr gekauft habe.«

»Und warum?«, fragte ich.

»Weil die alte Hure sich, bevor sie mir meine Tüte gab, genüsslich den Hintern gekratzt hat, mit der Hand unterm Rock und – das kann ich nicht ausschließen – unterm Schlüpfer.«

»Warst du allein dort?«, fragte ich.

»Nein, du warst dabei.«

»Und du Arsch hast mir nichts gesagt?«

»Nein, ich glaube, ich habe dir sogar meine Tüte gegeben. Du warst wie immer schon fertig und hast genüsslich zugelangt. Warum hätte ich dir das Vergnügen ruinieren sollen?«

Ich sagte, dass ich immer schon überzeugt gewesen sei, dass er ein Arschloch war und dass ich ihm dankbar sei, jetzt auch greifbare Argumente dafür an der Hand zu haben.

Wir lachten alle drei. Ich hatte zwar immer noch das Gefühl, dass wir Theater spielten, aber wenigstens taten wir das nun auf entspanntere Weise.

Als wir aufhörten zu lachen, holte

Paolo die Grappaflasche aus der Tasche, die der Wirt ihm geschenkt hatte, öffnete sie, führte sie zum Mund und nahm einen großen Schluck. Ich dachte daran, wie schnell sich sein Glas bei Tisch geleert und gefüllt hatte, und sah verlegen weg.

»Hast du nicht damals deinen Hund hier ausgeführt?«, fragte er nach einem weiteren Schluck, als wäre ihm etwas in den Sinn gekommen, was er mich schon lange hatte fragen wollen.

Das war tatsächlich die Anlage, wo ich meinen Hund ausführte. Eigentlich nahm ich ihn überallhin mit, vor allem in den ersten Jahren. Wir waren immer zusammen, der Hund und ich.

»Ja, das war hier.«

»Er war schon alt, als ich weggegangen bin. Wann ist er gestorben?«

Das war fünf Jahre nach Paolos Fortgehen gewesen, sechzehn Jahre, nachdem er in irgendeinem einsamen Bauernhof in den felsigen Murge zur Welt gekommen war.

Er hatte ein langes Leben gehabt, der alte Randy, und er war ein glücklicher Hund gewesen.

SECHS

Ich hatte Tiere immer schon gemocht, seit ich klein war. Und seit ich klein war, erklärte ich, dass ich Tierforscher oder Großwildjäger werden wollte. Der ethische und inhaltliche Widerspruch zwischen diesen beiden Berufen war mir entweder nicht klar oder er erschien mir unwichtig. In beiden Fällen hätte ich mich um Tiere – und noch dazu um große – gekümmert, und das genügte mir.

Die Wende trat jedoch ein, als ich *Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen* von Konrad Lorenz las. Vor dreißig Jahren hätte ich nicht zu erklären

brauchen, wer Konrad Lorenz war und was *Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen* genau für ein Buch war, denn damals war beides ein Begriff, ja, sogar so etwas wie eine Mode. Heute erinnert sich kaum noch jemand daran.

Konrad Lorenz war, wie man im Lexikon nachlesen kann, der Begründer der Ethologie, jener Wissenschaft, die sich mit dem Verhalten der Tiere beschäftigt. 1973 bekam er den Nobelpreis, er schrieb wissenschaftliche Arbeiten über die Evolution und die menschliche Aggressivität, lehrte an der Universität Heidelberg, aber vor allem veröffentlichte er populäre Sachbücher über Ethologie, die Mitte der

Siebzigerjahre, nachdem er den Nobelpreis erhalten hatte, sehr erfolgreich waren. Das berühmteste von allen war das erwähnte *Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen*, in dem Lorenz seine Erlebnisse mit Tieren schildert. Sein Foto auf dem Umschlag – weißer Bart, weißes Haar und ein verschmitzter Blick – erinnerte an einen alten Onkel, der viel weiß, aber nicht langweilig ist. Einer von denen, die dir Dinge beibringen *und* dich Sachen machen lassen, die deine Eltern strikt und – deiner Meinung nach zu Unrecht – verbieten würden.

Ich bekam das Buch von meinem Vater geschenkt. Ich las es in zwei

Tagen durch und begann dann gleich noch einmal von vorn. Obwohl meine Lieblingskapitel die über Hunde waren, fand ich es generell wunderbar, dass es einen Beruf gab, bei dem man dafür bezahlt wurde (ich ging jedenfalls davon aus, dass man dafür bezahlt wurde, auch wenn Lorenz dazu keine genauen Angaben machte), dass man den ganzen Tag herumsaß und Tieren zusah. Nachdem ich meinen Entschluss gefasst hatte, verkündete ich meiner Familie, ich würde später Ethologe werden und mir in der Zwischenzeit zur Vorbereitung einen Hund besorgen.

Zunächst ging meine Mitteilung vollkommen unter. Ich muss dazu sagen, dass ich als Kind gern Ankündigungen

verschiedener Art machte (eine davon war, dass ich von zu Hause weggehen würde), denen meine Eltern keine besondere Aufmerksamkeit schenkten. Was das betraf, so hätte ich auch sagen können, dass ich später einmal Drogendealer werden wollte oder dass ich mir eine Menschen fressende Pythonschlange halten wollte. Ihre Reaktion wäre mehr oder weniger dieselbe gewesen. Sie waren überzeugt, dass es sich bei meinen Vorhaben um Eintagsfliegen handelte und ich am nächsten Tag sowieso einen neuen Plan aushecken würde – dass ich im Grunde also nur ein harmloser kleiner Aufschneider war.

Meistens hatten sie recht. In diesem speziellen Fall jedoch vergaß ich mein Vorhaben nicht gleich nach der Verkündung. Ich wiederholte stattdessen jeden Tag bei Tisch, dass ich einen Hund bräuchte, um mich auf meine Karriere als Ethologe vorzubereiten.

Der weitaus interessantere Teil dieses Plans fand allerdings außer Haus statt. Ich verbrachte meine Nachmittage damit, mich in Tiergeschäften herumzutreiben, mit den Leuten dort zu sprechen, Informationen über erwartete Welpen einzuholen und Preise zu vergleichen.

Dann begann ich, mein Taschengeld und meine Ersparnisse in Bücher über Hunde zu stecken. Dieses Verhalten fiel

auf und wurde von meinen Eltern mit Sorge beobachtet.

Von Zeit zu Zeit fand meine Mutter in dem unordentlichen Zimmer, das ich mit meinem Bruder teilte, ein neues Werk à la *Schutz- und Wachhunde*, *Wie richte ich meinen Dobermann ab?* oder *Der Selfmade-Tierarzt*. Einmal kam ich ins Zimmer, als sie gerade *Doggen in Apartments*. Eine einzigartige Erfahrung durchblätterte.

Na gut, *Doggen in Apartments* habe ich mir ausgedacht, aber ich schwöre, dass in meinem Zimmer solche oder so ähnliche Bücher herumlagen.

Auf derlei Entdeckungen folgten eindringliche Gespräche mit meiner Mutter, die mit der Zeit (als klar wurde,

dass meine Entschlossenheit in diesem Fall echter war als bei Projekten wie »Ich ziehe aus« oder »Ich will eine Dunkelkammer in der Toilette einrichten«) immer heftiger wurden.

»Du solltest diese fixe Idee endlich aufgeben und dein Geld – das heißt unser Geld – nicht länger für diesen Unsinn ausgeben.«

»Und warum?«

»Weil du nie einen Hund haben wirst. In dieses Haus kommt k-e-i-n Hund! Ist das klar?«

»Aber warum willst du das nicht?«

»Es ist ja nicht so, dass ich es nicht will.« An diesem Punkt versuchte sie meistens, ihre Erregung nicht zu zeigen

und argumentativ zu sein. »Ich weiß nun einmal, was es heißt, einen Hund zu haben. Man muss sich um ihn kümmern, muss ihn mindestens dreimal am Tag rausbringen. Er muss zum Tierarzt. Wenn er wo hinmacht, muss man es wegputzen.« Und dann erzählte sie mir, wie sie einmal, bevor sie geheiratet hatte, einen Hund weggeben musste, weil er bellte und die Nachbarn sich beschwerten, weil der Hund aggressiv geworden war und es so nicht weiterging.

»Du kannst dir ja nicht vorstellen, wie du leidest, wenn du ihn weggeben musst.«

»Warum sollten wir ihn denn weggeben? Ich würde mich um alles

kümmern, und außerdem würde ich ihn abrichten, so dass er nie bellt und nicht in die Wohnung macht.«

An dieser Stelle schaltete sich mein Vater ein, in der Rolle des bösen Polizisten. Unter anderem warnte er mich, mir falsche Hoffnungen zu machen für den Fall, dass ich einfach einen kleinen Hund mit nach Hause brächte. Dieser Teil beinhaltete auch liebevoll ausgemalte Folgen – keine davon angenehm – für den Fall, dass ich mich nicht an die Abmachung hielte.



Am Corso Cavour, Ecke Via Dante, direkt vor dem Caffè Saicaf, hielt jeden Morgen ein dreirädriger, rostiger, überladener Lieferwagen. Ihm entstieg ein kleiner, alter Mann mit einem pockennarbigen, bössartigen Mardergesicht. Er trug eine Schiebermütze und ein Halstuch, und aus seiner Nase ragten lange schwarze Haare. Er verkaufte Tiere am Straßenrand.

Sein Gefährt glich einer kaputten, nach Stall stinkenden Arche Noah voller Wunder.

Es gab Kaninchen, Tauben, Küken, Hühner und Hähne, deren Köpfe aus den Gittern winziger Käfige ragten; es gab

Meerschweinchen, Gänse, Truthähne, Katzen, Kanarienvögel, Papageien und Ziervögel. Manchmal waren auch Füchse dabei, Wiesel, Igel, Eulen, die der Mann mit der Schiebermütze irgendwie in den Wäldern der Murgia gefangen hatte und die jetzt hilflos dort saßen, wie Emigranten aus einem fremden Land. Ich erinnere mich besonders gut an die Füchse, denn sie sahen so verzweifelt aus. Es war der Ausdruck von jemandem, der frei geboren ist und dumpf ahnt, dass ihn ein Leben in Gefangenschaft und der Tod im Gefängnis erwarten. Unter allen Tieren, die in der Falle stecken, machen mich Füchse wirklich traurig.

Er hatte auch große Landschildkröten

in seinem Fundus, und vor ihnen hatte ich ein wenig Angst: Die Mäuler dieser Urgeschöpfe sahen so böse aus. Alle mögen Schildkröten, aber ich hatte das Gefühl, wenn ich in ihre feindseligen kleinen Augen sah, dass ich ihre wahre, fremdartige und finstere Natur erkannte. Wenn ich gekonnt hätte, hätte ich mir alle Tiere dieser Arche gekauft, bis auf die Hühner, die mir zu dumm waren, und die Schildkröten, die ich für böse hielt.

Hin und wieder waren auch Welpen dabei.



Es war an einem März morgen, ich war in der sechsten Klasse, und an jenem Tag war Streik. Mein Freund Marco und ich waren nicht zur Schule gegangen und hatten auch keine Lust zu demonstrieren, also kauften wir uns ein Stück Focaccia und machten einen Spaziergang. Von der Grünanlage der Piazza Garibaldi gingen wir den ganzen Corso Vittorio Emanuele hinunter, am Motta-Hochhaus vorbei und bogen dann in den Corso Cavour ab. An dieser Stelle sagte ich wie immer, dass wir bis zum Caffè Saicaf gehen könnten und dort gucken, ob der Alte mit den Tieren da war. Marco, der meine Obsession tolerierte, obwohl er sie nicht teilte, zuckte die Achseln, als wollte er

sagen, meinetwegen.

Der dreirädrige Karren stand tatsächlich da. Der Mann hantierte gerade mit Käfigen, und neben ihm auf dem Boden stand ein mit Stroh ausgepolsterter Pappkarton. Auf dem Stroh schliefen zwei große Welpen mit struppigem Fell und großen Pfoten, der eine mit dunklem, der andere mit rötlichem Fell.

Ich kann nicht sagen, wie lange ich dort stand und die kleinen Hunde betrachtete, aber ich weiß noch, dass ein Radio lief und dass ein Mann im Dialekt schimpfte und dass von der nahe gelegenen Bäckerei Veneto der Duft nach Focaccia herüberwehte. Ich weiß auch noch, dass die Luft frisch und klar

war und mein Herz ganz schnell schlug, weil ich endlich den Mut gefunden hatte, den Alten anzusprechen.

»Was kosten die?«, fragte ich den Mann mit der Schiebermütze, der mir den Rücken zudrehte und gerade zwei lädierte Vögel an eine zwielichtige Gestalt verkaufte.

Er drehte sich um und blickte mich mit seinen misstrauischen Augen an. Wahrscheinlich prüfte er, ob ich einer der vielen Jungs war, die einfach nur Fragen stellten und ihm seine Zeit stahlen.

»Sechstausend«, sagte er dann. Und da er dachte, dass ich ein gefundenes Fressen für ihn war, fügte er hinzu: »Der

Vater ist ein Schäferhund.«

Das war eine der dreistesten Lügen, die ich jemals gehört hatte, denn die beiden Welpen waren ganz eindeutig reinrassige Promenadenmischungen. Aber das war mir egal. Ich wollte mir aller Kraft einen Hund, und ich spürte, dass der richtige Moment gekommen war.

Mein Freund Marco – dessen gesunder Menschenverstand in allen Lebenslagen funktionierte – meinte, dass wir besser weiterziehen sollten. *Ich* sollte besser weiterziehen. Ich hörte jedoch nicht auf ihn und drehte mich weg, um nachzusehen, wie viel Geld ich in der Tasche hatte.

»Ich habe nur viertausend«, sagte ich

zu dem Mann.

»Für viertausend kriegst du den da«, sagte er und zeigte auf den Rötlichen, der ein wenig kleiner war und noch weniger nach Schäferhund aussah als der andere.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und wollte dem Mann gerade die viertausend für den Schwarzen anbieten – das sei mein letztes Angebot –, als der Rote plötzlich aufstand und schwanzwedelnd an den Rand der Kiste kam. Direkt auf mich zu. Ich streichelte seinen Kopf, und ich weiß noch genau, wie sein Fell sich anfühlte, nämlich hart wie Sägespäne; dann leckte seine feuchte Zunge meine Finger zum Zeichen

unserer Freundschaft, während der andere weiterhin nichts ahnend auf dem Strohlager schlief.

Dann ging alles sehr schnell, oder wenigstens hatte ich diesen Eindruck. Ich reichte dem Alten das Geld, das er sofort in seiner Jacke verschwinden ließ. Mein Freund Marco sah mich entgeistert an. Ich wich seinem Blick aus, nahm den Hund auf den Arm und ging schnell davon.

»Und was sagst du jetzt deinen Eltern?«

Die Antwort fiel mir prompt ein, ganz natürlich und mit allen Einzelheiten.

»Was sagen *wir* meinen Eltern? Ganz einfach: Wir gingen gerade an der Piazza Umberto entlang, als wir sahen, wie

Kinder den kleinen Hund mit Steinen bewarfen. Wir haben eingegriffen und die Kinder in die Flucht geschlagen. Aber einfach dort lassen konnten wir ihn doch nicht, deshalb haben wir ihn mitgenommen. Wir hatten keine andere Wahl, denn hätten wir ihn dort gelassen, wäre er jetzt sicherlich tot.«

»Sie werden dir nicht glauben.«

»Uns beiden werden sie schon glauben, dir und mir.«

»Du spinnst, ich komme nicht mit, um diese Geschichte zu erzählen. Dein Vater wird schnell wütend, der wird nicht drauf reinfallen, und am Ende verprügelt er uns beide.«

In der Tat war mein Vater leicht in

Rage zu bringen, und die Möglichkeit, dass er uns verprügelte, nicht auszuschließen. Trotzdem, eine Viertelstunde später waren wir zu Hause angekommen und Marco – der ein echter Freund war – schilderte im Brustton der Überzeugung, wie wir uns tapfer gegen eine feindliche Übermacht geschlagen hatten, um den Welpen zu retten.

Mama und Papa sahen uns fassungslos an, und ich weiß bis heute nicht, ob sie uns die Geschichte geglaubt haben oder ob sie es einfach nicht schafften, bis zuletzt hart zu bleiben. Jedenfalls sagten sie gegen jede Erwartung, gut, wir würden es versuchen. Sie wollten jedoch ein paar Dinge klarstellen. Sehr klar. Ich würde mich um alles kümmern

müssen, und der Hund dürfe keinen Schmutz machen, nicht bellen, stinken, Sofas anknabbern, Gäste anfallen, krank werden oder sich als Spitz entpuppen (meine Mutter hasste Spitze). Ich war überglücklich und versicherte ihnen, dass wir diese Regeln unter allen Umständen befolgen würden, wobei mir die Sache auch dadurch einfach erschien, dass der Kleine alles andere als ein Spitz zu sein schien. Wie sich bald herausstellen sollte, war das die einzige Regel, die er einhielt. Wie auch immer, der Nicht-Spitz-Welpen wählte genau diesen Moment, um den Pakt zu besiegeln und mir meine Aufgabe zu erleichtern, indem er vor den Beinen

meines Vaters auf den Boden pieselte.

Und damit begann eine interessante Zeit.

Das steht außer Zweifel.



Der Welpen wurde Randy genannt, und seine Ankunft veränderte vieles in meinem Leben. Vor allem musste ich jetzt täglich viele Stunden auf der Straße verbringen, um dem kleinen Hund beizubringen, seine Geschäfte an einem anderen Ort als dem häuslichen Fußboden zu verrichten. Lange Zeit missverstand er das als ein lustiges

Gesellschaftsspiel nach dem Motto: Wie lange schaffe ich es, mein Pipi und meinen Kot zurückzuhalten, während wir unterwegs sind, bis ich mich endlich in der Wohnung erleichtern kann?

Wenn ich lange genug ausharrte und ihn somit dazu zwang, sein Geschäft auf der Straße zu erledigen, kam es zu wilden Szenen oder, wie soll ich sagen, Auseinandersetzungen.

Der Hund nahm die typische zusammengekrümmte Haltung ein, und ich begann, gemäß dem Ratgeber *Der Hund auf der Toilette*, ein revolutionärer Ansatz, ihn überschwänglich zu loben.

»Gut, Randy, großartig! So ein schönes Stinkeacka! Wirklich gut, mein

Hund.«

Unweigerlich merkte ich jedes Mal, wenn ich meine Begeisterung für die ästhetischen und olfaktorischen Eigenschaften des soeben auf dem Gehsteig deponierten Produkts lautstark zum Ausdruck gebracht hatte, dass jemand direkt hinter mir stand und jedes Wort mitgehört hatte.

Was – das muss angemerkt werden – meinem Ruf im Stadtteil nicht gerade zuträglich war.

Wie auch immer, dank der Hygienespaziergänge mit dem Hund lernte ich meine Umgebung und vor allem seine Bewohner besser kennen. Zumindest die, denen ich begegnete und

die auf irgendeine Weise mit Hunden zu tun hatten.

Da gab es einige (wenige) Kaufleute, die Tiere mochten und die freundlich zu mir waren und, falls sie Lebensmittelhändler oder Metzger waren, immer einen kleinen Leckerbissen für Randy übrig hatten.

Dann gab es die anderen Hundebesitzer, und da wird die Fauna schon interessanter.

Es gab einen alten Mann von circa hundertfünfundvierzig Jahren, der einen kleinen, wirklich hässlichen Hund hatte. Wenn wir uns trafen, sagte er immer »Ciao, Pasquale« – ich heiße überhaupt nicht Pasquale – und gab mir Hygienetipps. Mit bebender Stimme

sagte er beispielsweise: »Man muss immer gut den Arsch abbürsten, mit einer großen Bürste«, und ging dann einfach weiter, ohne auch nur noch ein Wort zu sagen. Ich weiß bis heute nicht, ob der Rat dem Hund galt oder mir selbst.

Ein anderer Hundebesitzer, dem ich regelmäßig begegnete, war um die dreißig, klein und dünn. Wenn er einen ansah, wirkte er, als hätte er eine Überdosis Tranquilizer intus. Er hatte einen riesigen Dobermann, und ich hielt immer gehörigen Abstand zu den beiden. Es war klar, dass der Kleine die Bestie im Ernstfall niemals hätte bändigen können.

Dann gab es Mimma Russo Frattasi, die ich nett fand und die es offensichtlich schätzte, dass ich mir einen Hund von so zweifelhafter Abstammung genommen hatte. Sie hatte damals einen deutschen Jagdhund, und ihre wunderschöne Keramik-Werkstatt war in der Via Putignani, zwischen der Via Sagarriga Visconti und der Via Quintino Sella. Der Jagdhund ist nicht mehr am Leben, Mimma Gott sei Dank schon. Und auch die Werkstatt gibt es noch, und wie man so schön sagt, ist sie einen Umweg wert. Mimmas Arbeiten – Basreliefs, Vasen, Teller, Statuen – sind ganz wunderbar, sie haben etwas Geheimnisvolles, manchmal auch Bewegendes, und es

lohnt sich, den Ort zu sehen, an dem sie entstehen.

Tatsächlich war mein Stadtteil damals von Handwerkern und Künstlern bevölkert, von denen nur noch Mimma Russo Frattasi übrig geblieben ist. Aber als ich ein Kind war, gab es noch viele von ihnen, darunter ein alter Pappmaché-Künstler, der Heiligenstatuen für Kirchen anfertigte. Auch seine Werkstatt lag in der Via Putignani, in meinem Häuserblock. Ich erinnere mich noch gut an das Zeitungspapier und die Lumpen, die darauf warteten, geformt zu werden; an den starken, aus vielerlei Nuancen bestehenden Geruch, an den Rauch, der manchmal aus dem Ofen drang, an den Geruch des Tons für die Abdrücke, den

des Leims; an die lebensgroßen Statuen aus Pappmaché, wenn sie beinahe fertig waren und zum Trocknen auf dem Trottoir standen.

Der alte Handwerksmeister, vor allem aber sein Gehilfe, mochte Randy, der jedoch den Geruch nicht leiden konnte, der aus der Werkstatt drang; er ließ sich dann ein paar Sekunden lang streicheln und wollte dann gleich weiter.

Daneben gab es die Handwerker und Kaufleute, die Hunde hassten. Sobald sie mich und Randy sahen, kamen sie auf die Straße gelaufen, um uns zu überwachen und möglichst bei einem verbotenen Pipi oder einem widerrechtlich abgesetzten Hundehaufen zu überraschen. Sie hassten

alle Hundebesitzer gleichermaßen, aber mich ein klein wenig mehr.

Ich erinnere mich vor allem an einen, der ungefähr so freundlich und sympathisch war wie Pol Pot. Er hatte ein Schuhgeschäft in der Via Manzoni, Nähe Piazza Garibaldi, und einen wütenden Ausdruck in seinem von roten Äderchen überzogenen Gesicht (was mich heute im Nachhinein zu der Annahme verleitet, dass er alkoholischen Getränken nicht ablehnend gegenüberstand). Er war eine Ratte. Mehrmals hatte er mir gesagt, dass mein Hund und ich »voller Scheiße« seien und dass wir nicht einmal in die Nähe seines Geschäfts kommen durften. Mit anderen Worten: Er war kein Freund von

Umschreibungen und Euphemismen.

Da beschloss ich, den Spieß umzukehren und ging jeden einzelnen Tag dort vorbei. Wir leben in einem freien Land, und ich kann tun, was ich will. Und wie es der Teufel will, machte Randy eines Tages Pipì an der Hauswand des Ladens.

An jenem Tag schoss er wie eine Furie heraus und sagte, das sei die letzte Warnung. Das nächste Mal würde er einen schönen Stock holen, den er im Hinterzimmer bereithielt, und mir beibringen, was passierte, wenn ich den Hund in der Nähe seines Geschäfts hinpissen und -kacken ließ.

Ich wollte ihm schon sagen, dass ich

mich auf diesem Gebiet sehr gut auskannte (dem Hinpissen- und Hinkacklassen von Hunden in der Nähe seines Geschäfts nämlich) und dass ich nicht glaubte, Nachhilfestunden in diesem Fach zu benötigen.

Zum Glück beherrschte ich mich, und von dem Moment an führte ich den Hund nur noch nachts in der Nähe von Pol Pots Laden aus.



Gemeinsam mit Randy begann ich, die Stadt zu erforschen.

Nachmittags, gleich nach dem

Mittagessen, zogen wir los. Ich ging zu den Grünanlagen – der Piazza Garibaldi oder der Piazza Umberto oder auch der Piazza Isabella d’Aragona – und ließ zu, dass der Hund, der mittlerweile ausgewachsen und ziemlich groß war, versuchte, kleinere Hunde zu killen oder umgekehrt versuchte, sich von größeren Hunden killen zu lassen. Irgendwann nahm ich dann Randy wieder an die Leine und ging, da ich keine Lust zum Lernen und Hausaufgabenmachen hatte, mit ihm spazieren.

Manchmal, wenn die Luft frisch und klar war und die Lust zu lernen auf dem Nullpunkt, machte ich stundenlange Spaziergänge. Ich lief bis zur Fiera del Levante oder sogar bis zum Pinienwald

von San Francisco. Oder aber ich schlug eine ganz andere Richtung ein und ging zu den Anlagen der russisch-orthodoxen Kirche, die im Stadtteil Carrisi steht, nicht weit vom Gefängnis, und die ein schönes, interessantes Bauwerk ist. Es ist eine der größten russischen Kirchen außerhalb Russlands, und da sie mitten in einem sehr volkstümlichen und dicht besiedelten (teilweise sogar richtig gefährlichen) Wohngebiet wie Carrisi steht, hat sie auf den Betrachter eine befremdliche Wirkung. Es ist, als hätte ein riesiger Meteorit mitten in der Stadt eingeschlagen und dort eine ganz eigene räumliche und zeitliche Dimension geschaffen, die sich von allem darum

herum unterscheidet.

Die russische Kirche wurde Anfang des vergangenen Jahrhunderts erbaut, zu Ehren des heiligen Nikolaus. In der Altstadt gibt es die wunderschöne, mittelalterliche Basilika San Nicola, eines der schönsten romanischen Bauwerke Europas (und damit der Welt), die – wie die Reiseführer schreiben – allein schon eine Reise wert ist. Aber der heilige Nikolaus ist vor allem bei den Orthodoxen sehr beliebt. Paolo Rumiz schreibt, dass alle Russen Bari sofort auf der Landkarte finden, und zwar wegen dem heiligen Nikolaus.

Die Geschichte, die dahintersteckt, ist einzigartig. Die Gebeine des Heiligen wurden im Jahr 1097 im türkischen

Myra (heute Denre) von Matrosen aus Bari geraubt und in ihre Heimatstadt gebracht, die bis dahin keinen eigenen Schutzpatron gehabt hatte. Auf diese Weise wurde der heilige Nikolaus zwangsweise zum Beschützer der Stadt Bari. Alle Forderungen nach Rückgabe stießen auf höfliche, aber entschiedene Ablehnung. Das nicht ganz unoriginelle Argument war, dass der heilige Nikolaus Bari zu seiner Stadt auserkoren hätte. Wäre er wirklich dagegen gewesen, hätte er den Raub seiner Knochen ja einfach verhindern können oder einen Sturm entfachen, um die Flucht der Matrosen zu vereiteln. Da keines dieser Phänomene eingetreten war, blieb als

einzige Erklärung, dass der heilige Nikolaus gern in Bari bleiben wollte. Und wen diese Argumentation nicht überzeugte, der hatte eben Pech.

San Nicola, der heilige Nikolaus, blieb in Bari und wurde zum Ziel von Pilgerfahrten aus Osteuropa und vor allem aus allen Teilen Großrusslands. An manchen leuchtenden Frühlingstagen sind die orthodoxen Priester mit ihren traditionellen schwarzen Gewändern, die sich wie Riesennameisen von dem weißen Hintergrund der weißen romanischen Steine abheben, ein unvergesslicher Anblick.

In den Jahrhunderten nach der Umbettung (ich liebe diesen Euphemismus) der Gebeine von Myra

nach Bari verbreitete sich der Kult um Nicola, der laut der Legende und der Verehrung ein Heiliger war, der Geschenke verteilte, in ganz Europa und kam so auch nach Neu-Amsterdam (das spätere New York), wo der Ex-Bischof von Myra, der auch Santa Klaus genannt wird, schließlich zum Weihnachtsmann wurde.



Randy war mein Gefährte bei meinen Streifzügen durch die Stadt und vor allem bei der Erforschung der vielschichtigen, wundervollen

Traumwelt meiner Jugendjahre.

Noch heute kommen mir, wenn ich an entlegenen Orten der Stadt bin, die ich damals mit dem Hund zum ersten Mal betrat, diese Träume wieder in den Sinn, mit derselben unschuldigen, brutalen Intensität wie damals.

Noch heute sehe ich, wenn ich mir einen dieser Träume vergegenwärtige, die fröhlich dahintrottende, rotbraune, plebejische Gestalt von Randy vor mir, mit demselben spöttischen und unwiderstehlichen Ausdruck wie damals, als er mich auswählte, indem er mir vom Pappkarton aus die Hände leckte.



»Er war sechzehn, als er starb. Das war 1990, ein paar Tage vor Weihnachten, und ich war nicht in Bari, als es passierte«, sagte ich, während ich vor mich hinsah, auf irgendeine Stelle im leeren Raum, in dem unsere Erinnerungen verborgen sind.

»Er hat lange gelebt für einen Hund«, sagte Giampiero.

»Das ist wahr, er hat lange gelebt. Und er war ein glücklicher Hund. Manchmal sah ich ihn in der Sonne liegen, hingefläzt und mit halbgeschlossenen Augen und einem Ausdruck vollkommener Glückseligkeit,

und dann musste ich an dieses Gedicht von Walt Whitman denken.«

»Das aus *Grashalme*?«, fragte Paolo.

»Ja. Das mochte ich immer sehr gern. Ich kann es sogar auswendig.«

»Wie ging es noch genau? Warte ... *Ich denke, ich könnte mit Tieren zusammenleben ... und dann?*«

»*Sie sind so gelassen und in sich ruhend. Ich stehe da und sehe sie lange, lange an. Sie jammern und klagen nicht über ihr Schicksal und liegen nachts nicht wach und weinen wegen ihrer Sünden. Sie machen mich nicht krank mit ihren Verpflichtungen Gott gegenüber. Keines ist unzufrieden, keines von der Gier nach Besitz besessen. Dann muss es noch eine*

Strophe geben, an die ich mich nicht genau erinnere, die mir aber am allerbesten gefällt: *Keines ist ehrwürdig oder unglücklich auf der ganzen Erde.*«

»*Keines ist ehrwürdig oder unglücklich auf der ganzen Erde*«, wiederholte Paolo nachdenklich, indem er die Worte langsam aussprach und in der Luft zwischen uns schweben ließ. Ich wartete, bis sie sich aufgelöst hatten, und erzählte dann weiter von Randy.

»Fünfzehn Jahre lang hatte ich am Heiligen Abend den Hund ausgeführt, bevor ich zum Weihnachtsessen bei der Familie meines Onkels ging. An jenem Abend 1990 war ich jedoch allein und dachte, der Moment des Abschieds sei

gekommen. Ich nahm die Leine, die ich immer bei mir hatte, auch wenn der Hund, vor allem abends, frei herumlief, und wanderte durch die Straßen der Umgebung. Wie ihr wisst, hatte Randy immer etwas zu lange Krallen, so dass man ein unverwechselbares Klicken hörte, wenn er über den Asphalt lief. In jener Nacht, in der ich allein auf den menschenleeren Straßen unterwegs war und versuchte, nicht zu weinen, hörte ich auf einmal – und ich schwöre euch, dass ich es wirklich hörte – dieses Klicken hinter mir. Ich drehte mich kein einziges Mal um, denn ich wollte nicht, dass er verschwand und dass unser letzter Spaziergang so endete. Ich drehte mich nicht einmal um, als ich an der Haustür

ankam und sie ein wenig länger offen hielt, wie ich es immer tat, um Randy hineinzulassen.«

Diese Geschichte hatte ich noch nie jemandem erzählt. Ich hörte meinen eigenen Atem, ich blickte vor mich hin und spürte, wie eine dicke Träne sich löste und über mein Gesicht lief. Ich wischte sie mit dem Zeigefinger weg und rieb mir die Augen.

»Und während ich die Haustür aufhielt, kamen mir, ohne dass ich daran dachte, diese Worte in den Sinn.«

»Welche Worte?«, fragte Giampiero leise.

»Der Herr ist mein Hirte, er wird mich führen.«

SIEBEN

Wir blieben eine ganze Weile still sitzen und sagten nichts.

Die Reglosigkeit wurde schließlich von Paolo unterbrochen, der die Grappaflasche herausholte und einen großen Schluck nahm. Bevor er sie wieder in die Tasche steckte, bemerkte ich noch, dass sie bereits halb leer war.

Giampiero seufzte auf, als sei es ihm nach einer Gedenkminute im Stadion nun endlich erlaubt worden, sich zu rühren.

»Mann, was für eine Geschichte. Ich glaube ja, dass der Glaube an Gespenster hauptsächlich auf

Erlebnissen wie diesem basiert. Man ist die Gegenwart von jemandem so gewohnt, dass man ständig denkt, seine Schritte zu hören, seine Art anzuklopfen, all diese Dinge. Wie wenn einem ein Bein amputiert wird und man trotzdem weiterhin den Phantomschmerz spürt. Und so beginnt man, wenn man die Lust oder die Notwendigkeit dazu verspürt, an die Existenz von Gespenstern zu glauben.«

Das war ein kluger Gedanke, dachte ich mit einer Spur Verwunderung und schämte mich gleich darauf für meine Verwunderung. Ich verachtete mich wegen meiner insgeheimen Überheblichkeit. Sie war mir peinlich, und ich wollte schnell etwas sagen.

Nämlich, dass das ein kluger Gedanke war, dass ich noch nie darüber nachgedacht hätte und dass ich seine Meinung teilte. Paolo kam mir mit seiner Sicht der Dinge zuvor und erhob sich von dem Mäuerchen.

»Gut. Ich glaube, wir sollten langsam zum Ende kommen«, sagte er. »Lasst mich nur noch eine letzte Runde durch die Orte der Vergangenheit machen. Morgen verschwinde ich endgültig auf die andere Seite des Ozeans, und wahrscheinlich komme ich nie wieder hierher zurück.«

In der Art und Weise, wie Paolo das sagte, schwang ein aggressiver Ton in seiner Stimme mit. Einen Augenblick

lang meinte ich, etwas Pulsierendes, Bedrohliches hinter seinen Worten zu erkennen. Doch im nächsten Augenblick war es schon wieder verschwunden oder einfach nicht mehr wahrnehmbar.

»Wohin soll es gehen?«, fragte Giampiero, als wir ins Auto stiegen.

»Ich will die Gegend um das Orazio Flacco sehen, bis zum Stadion, die Messe, die Pineta und den Strand. Und auf dem Rückweg will ich beim Jolly vorbeifahren, weil es aus irgendeinem Grund, den ich nicht kenne, oft in meinen Träumen vorkommt. Manchmal ist es dort, an seinem Platz am Ende der Via Sagarriga Visconti, andere Male ist es in Chicago oder in Evanston, und dann vermischen sich die Gesichter von

damals und von heute. Das habe ich so oft geträumt, dass ich mittlerweile nicht mehr weiß, ob das Bild, das ich im Sinn habe, überhaupt der Realität entspricht. Deshalb möchte ich es mit eigenen Augen sehen und dann noch einen Schluck hiervon nehmen«, er klopfte auf die Jackentasche, in der die Grappaflasche steckte, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, dass er sie einfach austrinken wollte, jedoch noch keine Ausrede gefunden hatte, um dieses Bedürfnis vor uns zu rechtfertigen. »Dann könnt ihr mich auch ins Bett bringen.«

»Das Jolly gibt es schon lange nicht mehr«, sagte Giampiero.

Gibt es schon lange nicht mehr.

Nicht etwa nur das Jolly, dachte ich. Und stellte mir dann, nach einer wilden Assoziationskette, die Frage, wann ich das letzte Mal etwas *zum ersten Mal* gemacht hatte. Ich fand keine Antwort und verlor das Gleichgewicht zwischen meinen Gedanken. Das sollte mir in dieser Nacht noch mehrmals passieren.

»Das macht nichts, ich will trotzdem dort vorbeifahren. Ich muss meine Träume lokalisieren. Auch einige meiner Albträume. Aber erst fahren wir Richtung Norden.«

Von der Grünanlage Isabella d'Aragona bogen wir in den Corso Vittorio Veneto ab und fuhren dann den

Hafen entlang, der sich zu unserer Rechten erstreckte.

Der Hafen ist eine Welt für sich. Wer sich nachts darin aufhält, fragt sich, wie es möglich ist, dass ein so großer Ort mitten in der Stadt liegt, während es auch genauso gut umgekehrt sein könnte. Dass die gesamte Stadt in diesem riesigen, unbekannten Terrain enthalten ist, mit Teilen, die wie die Bühne eines beunruhigenden Traumes aussehen; wo andere Regeln zu gelten scheinen als die der äußeren Welt.

Auf jenem unbekannten Gebiet hatte im Sommer 1991 die spektakulärste Landung von Bootflüchtlingen unserer Zeit stattgefunden. Zumindest die spektakulärste unserer westlichen Welt.

Das Motorschiff Vlora, ein unbeschreibliches Wrack, das sich gegen alle Regeln der Flüssigkeitslehre auf dem Wasser bewegte, lud in Durazzo, schipperte über die sonnige Adria und setzte am Hafen von Bari ein Meer von Menschen ab, und zwar fünfzehntausend Albaner (ja, Sie haben richtig gelesen: fünfzehntausend, auf einem einzigen Schiff), die vor einem in sich zusammenbrechenden System flohen.

Wenn wir heute diese Bilder sehen, die von den Satelliten der CNN und anderen Sendern um die Welt geschickt wurden, und daran denken, dass sich diese Szenen biblischer Völkerwanderungen wenige Meter vor

unserer Haustür abspielten, während wir mit unseren eigenen Dingen beschäftigt waren (und es immer noch sind), verspüren wir ein Gefühl der Entfremdung. Während die Geschichte hier durchzog, waren wir nicht wirklich hier. Aber auch nicht woanders.

Ein paar Monate später – damit das Jahr 1991 tragischerweise für immer unvergesslich bliebe – legte jemand, vielleicht in fremdem Auftrag (die Ermittlungen haben keine nennenswerten Ergebnisse erbracht), im Zuschauerraum des Teatro Petruzzelli Feuer und schaffte es, innerhalb weniger Stunden eines der schönsten Theaterhäuser der Welt in Schutt und Asche zu legen.

Wir kamen am Orazio Flacco vorbei,

unserem Gymnasium, das 1933 erbaut wurde und aussieht wie die Schule von Hogwarts. Wir fahren weiter, den Hafen zu unserer Rechten und die Kaserne zu unserer Linken, bis wir zum Viale di Maratona kamen, der zum alten Stadion führt, der Arena della Vittoria, wo heute keine Fußballspiele mehr stattfinden. Seit 1990 gibt es ein neues Stadion, das aussieht wie eine riesige fliegende Untertasse, die mitten auf einem Feld gelandet ist und das von Renzo Piano anlässlich der Fußballweltmeisterschaft entworfen wurde.

Die Gegend um die Arena della Vittoria besitzt nachts eine gespenstische Schönheit. Es gibt dort verlassene

Fabrikgelände, verfallene Hallen, in denen Geister wohnen, menschenleere Straßen, Schornsteine, die plötzlich in der Dunkelheit emporragen. Wenn man durch diese Straßen geht, erwartet man, jeden Moment einer Romanfigur von Philipp Dick zu begegnen oder von einem Raum-Zeit-Loch verschluckt zu werden.

Ein schöner Kontrast entsteht dadurch, dass in den Räumlichkeiten des früheren Stadions (die zu den unterschiedlichsten Zwecken genutzt werden) ausgerechnet in dieser Gegend und inmitten dieses unheimlichen Szenariums eine Marionettenschule namens *La Casa di Pulcinella* und eine der heutzutage rar gewordenen Schulen für junge

Marionettenspieler sowie ein Spielzeugmuseum untergebracht sind.

Wir fuhren die Halbinsel von San Cataldo entlang, von der aus früher Piraten Lösegeld für entführte Schiffe und Passagiere forderten. Auf dieser Halbinsel steht auch der gleichnamige Leuchtturm, dessen Schein vor vielen Jahren noch von der ganzen Stadt aus erkennbar war. Ich fand es wunderschön, wenn ich an manchen Frühlingsabenden auf die Terrasse ging und mich von seinem Lichtkegel und dessen hypnotischem Rhythmus gefangennehmen ließ.

Vor ein paar Jahren beschloss irgendjemand, dass das helle Licht eine

optisch unzumutbare Emission war (die Tatsache, dass ich und viele andere diese Lichter schön fanden, ignorierten sie geflissentlich). Die Intensität der Strahler wurde daraufhin reduziert (»um sekundäre Lichtquellen in Richtung Erde zu unterbinden«), und seitdem sieht man den Strahl nur noch von einigen Stellen der Ringstraße oder vom Meer aus.

Wir kamen zum monumentalen Eingangstor der Fiera del Levante, und Giampiero parkte auf dem großen runden Vorplatz, auf dem jetzt nur vereinzelte Autos und ein Gourmet-Mobil standen, das Hamburger, Hot Dogs und ähnliche Diätprodukte verkaufte. Weit und breit war kein Kunde in Sicht – eigentlich war überhaupt niemand da -, und der Anblick

des Wagens in der Dunkelheit mit seinen zwei Kellnern in weißen Schürzen und Mützen, die trostlos und untätig am Tresen lehnten, wäre ein Motiv ganz nach Hoppers Geschmack gewesen.

Das Tor zur Fiera del Levante und die dicke ockerfarbene Einfassungsmauer mit ihrer rhythmischen Abfolge blinder Fenster ist ein unerwarteter Anblick in einer Stadt, die außerhalb des Sahara-Gürtels liegt. Der Eindruck, den die Mauer vermittelt, ist der eines libyschen Forts, das aus mysteriösen Gründen von der Wüste in unsere Gefilde verlegt wurde – direkt an die liebliche Adriaküste. Es könnte allerdings auch die Kulisse eines Kolossalfilms aus

Hollywood sein, die vor Jahren dort stehen gelassen wurde – für einen Film, der dann nie gedreht wurde.

Paolo betrachtete dieses Bauwerk lange, so, als habe er es über die Jahre vergessen und wolle es sich nun gut einprägen, weil er in Zukunft keine Gelegenheit mehr haben würde, es zu sehen.

»Diese Orte hätte ich gern auch bei Tag gesehen, bei Sonnenschein. Mich hat der Kontrast zwischen dem Gelb der Mauern und dem sagenhaften Blau, das es hier manchmal gibt, immer begeistert.«

»Dir fehlt die Farbe des Himmels, stimmt's?«, sagte Giampiero voller Stolz, als habe er selbst dieses Blau

erfunden.

»Ob es mir fehlt? Das habe ich mich noch nie gefragt.«

Die Frage schien ihn zu beschäftigen, und er machte eine lange Pause.

»Aber wenn du es wirklich wissen willst: Ja, sie fehlt mir. Mir fehlt das Licht mancher Tage, die vom Maestrале leergefegt sind. Und mir fehlt dieses Blau.«

Er machte noch eine Pause, kürzer diesmal, als wollte er eine plötzliche Eingebung festhalten.

»Vielleicht sage ich jetzt etwas ganz Idiotisches – eine typische Emigrantendummheit -, aber ich glaube, ich habe nirgends auf der Welt ein so

perfektes Blau gesehen wie dieses. Ich würde sagen, dass es die platonische Idee von Blau ist.«

In jenem Moment hatte ich den Eindruck, in der Dunkelheit den Himmel und dieses alles beherrschende Blau mit den Augen desjenigen zu sehen, der nach einer langen Reise aus einem fernen Land zurückkommt und sich staunend in seiner Heimat umsieht. Ich sah ihn mit Paolos Augen, durch seine Erinnerungen.

»Was fehlt dir noch?«, wollte ich wissen.

»He, ist das hier eine Selbsterfahrungsgruppe oder was?«, nörgelte er, aber man konnte sehen, dass in seinem Kopf etwas angestoßen worden war und dass er Lust hatte, zu

antworten. Nicht so sehr mir als sich selbst. Er überlegte eine Weile.

»Ich sage einfach, was mir in den Sinn kommt, ja? Also – mir fehlt die Farbe des Meeres, wenn der Mae – strale weht. Wenn der Wellengang stark, das Wasser aber trotzdem kristallklar ist und zugleich dunkelblau und grün und sandfarben vom Meeresgrund. Mir fehlt der Geruch dieses Meeres.«

Er kniff die Augen zusammen und machte eine kurze Pause.

»Aber wisst ihr, was mir eigentlich am meisten fehlt? Der Duft einer Focaccia. Wenn ich nur eine Sache nennen dürfte, wäre es das: der Geruch einer Focaccia. Der Geruchssinn ist

wirklich der Sitz der Erinnerungen. Ich glaube, wenn ich diesen Geruch noch einmal riechen könnte – was ich bezweifle -, könnte ich mich an vieles erinnern, was tief in meiner Erinnerung vergraben und ansonsten womöglich für immer verschollen wäre.«

Dann ging er ohne ein weiteres Wort los, als würde ihn plötzlich etwas beunruhigen, was er sich nicht anmerken lassen wollte, und wir folgten ihm bis zu der Ecke, wo man den Strand von San Francisco sehen kann.



San Francesco und Il Trampolino sind die ältesten Badeanstalten der Stadt Bari. Vom Zentrum aus ist man in einer halben Stunde dort, wenn kein Verkehr ist, und als Erwachsener hatte ich hauptsächlich deshalb das Gefühl, privilegiert aufgewachsen zu sein, weil ich als Kind an den Strand gehen und baden konnte, ohne die Stadt verlassen zu müssen.

Seit ich klein war, ging ich lieber ins Trampolino, weil es dort, neben anderen Vorzügen gegenüber der Konkurrenz, hervorragende Reisbällchen gab und auch einen wunderschönen Swimmingpool, dessen Sprungbrett der Anlage ihren Namen gab.

Der Pool lag etwas höher, war über drei Meter tief und hatte an einer Seite ein Bullauge, durch das man die Tauchversuche der Schwimmer beobachten konnte. Ich weiß nicht, warum ich von diesem Bullauge so magisch angezogen war, aber Tatsache ist, dass ich stundenlang davor stand, fasziniert von der Möglichkeit, aus sicherem Abstand (ich konnte noch nicht schwimmen und hatte panische Angst davor, »nicht mehr stehen zu können«) das tiefe Wasser, die sich stumm durch Bläschenwolken bewegenden Körper und die vielen hellblauen Schattierungen zu betrachten, die die Kulisse und den Rahmen dieses Schauspiels bildeten.

Das Bullauge des Trampolino gehört zu meinen intensivsten Kindheitserinnerungen.

Es war ein schwerer Schlag für mich, als man das Schwimmbad viele Jahre später renovierte und die Wassertiefe aus wirtschaftlichen Gründen reduzierte, was bedeutete, dass das Bullauge, das nun keinen Daseinszweck mehr hatte, zugemauert wurde.

Neben dem Trampolino befindet sich – heute noch – ein freier Strand namens Il Canalone. Der Name kommt daher, dass der Zugang zum Meer am Ende eines der Regenwasserkanäle liegt, die die Stadt umringen, um Hochwasserkatastrophen zu verhindern.

Die Grenzlinie zwischen dem Trampolino und dem Canalone wurde von den sehnigeren und böseren Bademeistern des Privatstrands eifrig bewacht, damit nur ja kein proletarischer Besucher des öffentlichen Strandes ins falsche Revier geriet.

Während ich als Kind diesen Grenzschutz beobachtete, stellte ich meine ersten politischen Betrachtungen an, wenn auch unbewusst. Die Bademeister gehörten ganz klar derselben Schicht an wie die Eindringlinge, die sie zurückweisen sollten. Also arbeiteten sie für die Reichen und gegen ihre Klassenbrüder (ich muss allerdings zugeben, dass ich damals nicht den Begriff *Klassenbrüder*

verwendete). Das war etwas, was ich nicht verstand, die ganze Situation bereitete mir so etwas wie intellektuelles Unbehagen.

Mir missfiel zwar die Vorstellung, dass mein schöner sauberer Strand von einer lärmenden und ziemlich aggressiven Horde gestürmt würde; aber genauso wenig gefiel mir, was mit den Jungs passierte, die aus dem Canalone ausbrechen wollten: Die Bademeister fingen sie ein und verjagten sie. Diejenigen, die sich wehrten oder auch nur protestierten, fingen sich bei der ganzen Aktion auch leicht ein paar Ohrfeigen ein. Ich merkte, dass in meinem Inneren das Bedürfnis nach

Schutz einerseits und das Unbehagen angesichts sozialer Ungerechtigkeit und der Verteidigung von Privilegien andererseits miteinander kollidierten, und versuchte, beiden gerecht zu werden, aber es wollte mir nicht gelingen.

Also ging ich wieder zum Bullauge des Schwimmbads zurück. Bei dieser Beschäftigung war die irritierende Präsenz des Klassenkonflikts und seiner Metaphern weniger spürbar.



Wir hatten den Strand von San

Francesco aus der Ferne gesehen, waren durch die Pineta gefahren (für mich war dies vor allem der Ort kindlicher Frustrationen – ich erinnere mich noch gut, wie ich andere Kinder neidvoll dabei beobachtete, wie sie auf Rollschuhen hin und her flitzten. Das einzige Mal, als ich es versucht hatte, war ich unter allgemeinem Gelächter hingefallen) und waren dann am Anfang der Brücke stehen geblieben, die über den Kanal neben dem Trampolino zum Stadtteil San Girolamo führt. Wir waren folglich in unmittelbarer Nähe jener Grenze – einer der vielen offensichtlichen oder auch unsichtbaren Grenzen dieser Stadt – zwischen der Welt der Reichen und der der Armen.

Wir waren nicht ausgestiegen, die Straße war vollkommen leer. Wir hatten die Fenster heruntergelassen, und aus dem Radio ertönten leise wie in einem musikalischen Oxymoron die Klänge von *Born to run*.

»Erinnert ihr euch noch, wie hier die Leute mit schwarzen Schwimmreifen badeten, die in Wirklichkeit die Schläuche von Lastwagenreifen waren?«

ACHT

Natürlich erinnerte ich mich.

Ich erinnerte mich deshalb noch so gut, weil ich im letzten Häuserblock der Via Putignani aufgewachsen bin, fünfzig Meter von der Via Manzoni entfernt. Das heißt, praktisch auf dem Grenzstreifen.

Die Via Putignani ist eine der Straßen, die für die moderne, wohlhabende Handelsstadt Bari stehen. Sie beginnt am Corso Cavour beim Teatro Petruzzelli, führt dann am Palazzo Mincuzzi vorbei, der an die Galleries Lafayette erinnert, und endet schließlich nach genau einem von Oleanderstauden gesäumten

Kilometer an der Piazza Risorgimento mit der Garibaldi-Schule, einem kolonialistisch anmutenden Bauwerk, in dem Zeffirelli seinen Film über den jungen Toscanini drehte.

Bevor rings um die Stadt die großen Regenwasserkanäle angelegt worden waren, war nach jedem schweren Regenguss der Sturzbach Picone entstanden, der die Häuser der Ärmsten mit schöner Regelmäßigkeit überflutete. Die Via Manzoni bildet die Grenzlinie zwischen den Stadtteilen Libertà und Murat.

Der Name der Letzteren stammt von Gioacchino Murat, der im Lauf seines Lebens erst gescheiterter Priesteranwärter, dann Wirt, einfacher

Soldat, Offizier der Revolution, General Napoleons, Marschall von Frankreich und König von Neapel durch Napoleons Gnaden war. In den wenigen Jahren seiner Regierungszeit, bevor er am Ende des napoleonischen Abenteuers erschossen wurde, erließ er unter anderem das Dekret, dass südlich der Altstadt von Bari auf einem flachen Gelände eine »Neustadt« angelegt werden sollte. Die rechtwinklige »Neustadt« entstand in Wirklichkeit jedoch erst ein Jahr nach Murats Tod, zeitgleich mit dem Abriss eines Teils der südlichen mittelalterlichen Stadtmauer (dort, wo jetzt der Corso Umberto liegt), deren urbane Struktur

hingegen arabisch ist. Das Gewirr der Gassen bildete eine Falle für die Feinde und Angreifer, die sich dort hineinwagten; es gibt die Theorie, dass der Kontrast zwischen den beiden städtebaulichen Modellen eine Metapher für die verschiedenen Seelen der Stadt darstelle.

Der Stadtteil Libertà entstand in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts am äußersten westlichen Ausläufer der Stadt und wurde bald zu einem proletarischen Viertel. Heute wohnen dort 60 000 Menschen, wenn wir die mehr oder weniger legalen Einwanderer dazurechnen, und es ist eine sehr interessante Gegend. Einige Ecken sind jedoch immer noch nicht ganz sicher,

man könnte sogar sagen, sie gelten als richtiggehend gefährlich.

Als wir Kinder waren, war es dort fast überall gefährlich. Oder zumindest empfanden wir es so, was in gewisser Weise dasselbe ist.

Wir wohnten auf der Seite der gutbürgerlichen Familien, der komfortablen Wohnungen, der Theater, Buchhandlungen und der eleganten Geschäfte. Jenseits der Grenze hingegen lebte eine laute, aggressive und bedrohliche wilde Menge. Da gab es Häuser mit dunklen, übel riechenden Eingängen, Schänken, in denen wüst aussehende Männer um Bier spielten, ebenerdige Wohnungen, aus denen es

nach säuerlichem Essen und Bleiche roch, Schmuggler, Spielhöllen mit Billardtischen, Flippern, Kickern und unsichtbaren Hinterzimmern, in denen gezockt wurde. Es gab Geschäfte aus grauer Vorzeit, darunter Drogerien, die alle möglichen merkwürdigen Dinge feilboten, und Spielzeugläden, die auch Süßigkeiten verkauften, die intensiv nach Plastik, Lakritze, Zucker und Karamell rochen. Aus den Wohnungen erschallten neapolitanische Lieder oder auch der unverwechselbare melodische Sound der Siebzigerjahre; die Bands, die ihn produzierten, hießen *Bottega d'arte* oder *Alunni al sole* oder *Teppisti dei sogni* oder auch, wie könnte ich sie vergessen, *I cugini di campagna*.

Auf der anderen Seite wohnten die mit den Schläuchen als Schwimmreifen. Diese Kinder lebten in Straßen, die zu einer anderen Welt gehörten als der unseren, einer Welt, die aus konkreten Dingen bestand, aus starken Gerüchen und lauten, kehligen Stimmen. Ihre Sprache klang fremd und bedrohlich, und wir gutbürgerlichen Kinder des Stadtteils Murat – ›Muttersöhnchen‹ nannten sie uns voller Verachtung – verstanden sie kaum und sprachen sie noch viel weniger. Unsere Eltern waren sehr darauf bedacht, dass wir zu Hause nicht Dialekt sprachen, und bestraften jeden auch nur gelegentlichen oder zufälligen Gebrauch.

Das heißt nicht, dass wir die ganze Zeit nur zu Hause gewesen wären. Wir spielten jeden Nachmittag nach der Schule auf der Straße. Unsere Spiele gehörten nicht so sehr einer anderen Epoche an als vielmehr einer anderen Dimension, und sie trugen Namen, deren Ursprung unbekannt oder unsicher ist. Wenn ich sie heute ausspreche, meine ich, die Lakritzrollen auf der Zunge zu spüren, die wir damals kauften – drei für zehn Lire, am Kiosk an der Piazza Risorgimento, in den alten Drogerien oder in zwielichtigen Hinterzimmern. Die Spiele hießen *Virruzzo*, *Staccio*, *Squincio*, *Campana*, *Scartucce*, *Pioggia delle figurine*, *Salatino*. Es waren reine

Jungsspiele, und sie wurden mit Holzkreiseln, Murmeln, Kronkorken, Sammelbildchen, Blasrohren und Papierpfeilen gespielt – das waren die so genannten »Scartucce«. Es ging darum, einander zu fangen, brutal aufeinanderzuspringen, einem Neuen die Hose auszuziehen und ihn dazu zu zwingen, ein Stück des Wegs in Unterhosen zurückzulegen, um sie dort wieder aufzuklauben, wo sie hingeworfen wurde. »Scartucce« waren eine Art Initiationsritus.

Dann gab es noch die Stinkbomben, die wir in denselben Hinterzimmern kauften wie die Lakritze und die wir in die eleganten Geschäfte im Zentrum warfen, wobei wir darauf wetteten, dass

dort keiner schnell genug sein würde, uns zu erwischen, während wir wie die Wahnsinnigen das Weite suchten.

Manchmal verloren wir die Wette, und was dann folgte, war alles andere als lustig.

Außerdem spielten wir natürlich Fußball. Dabei gab es drei verschiedene Arten von Fußbällen, die der Reihe nach, in aufsteigender Qualität, folgende Modelle waren: der superleichte Super Tele, das heißt, der schlechteste Fußball, den man käuflich erwerben konnte, der orangefarbene Super Santos, der das beste Preis-Leistungs-Verhältnis hatte, und der San Siro, der zwar aus Plastik war, aber an Gewicht und

Konsistenz einem Lederball glich und damit der begehrteste und meistgeklautete war.

Wir waren also auf der Straße und spielten auf der Straße. Aber unsere Spiele waren normale, vielleicht manchmal ein wenig brutale Kinderspiele.

Die Spiele der Kinder auf der anderen Seite der Grenze, jenseits der Via Manzoni, in den gefährlichen Gebieten des Libertà-Viertels, waren im Grunde dieselben. Aber in ihrer Art zu leben und folglich auch zu spielen lagen ein Ernst und eine Wahrheit, die alles veränderte.

Diese Kinder waren vollkommen frei, ohne dass irgendjemand auch nur versuchte, sie zu kontrollieren, und

deshalb konnten sie all das tun, was uns streng verboten war. Sie spielten an verbotenen Plätzen Fußball, fuhren Mofa, bevor sie vierzehn Jahre alt waren, redeten Mädchen dumm an, sprangen auf fahrende Straßenbahnen und machten die Stadt unsicher, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Sie tranken Bier, rauchten Zigaretten und badeten in dem giftigen Hafenwasser inmitten von Ratten, Ölpfützen und fetten, obszön aussehenden Fischen.

Unsere Mütter sagten, wenn wir auch nur einen Fuß in dieses Wasser streckten, würden wir Gelbsucht oder, nach der Choleraepidemie von 1973, eben Cholera bekommen.

Diesen Kindern waren Gelbsucht, Cholera, Ölpfützen und schwimmende Riesenratten vollkommen egal. Ihnen war überhaupt alles egal. Sie sprangen laut schreiend ins Wasser und spielten mit den großen, schwarzen Lastwagenschläuchen, die sie als Schwimmreifen, Luftmatratzen oder Schlauchboote benutzten.

Die schwarzen Schläuche symbolisierten den Unterschied zwischen uns und ihnen.

Wir und unsere Eltern besuchten eingezäunte, saubere und überwachte Strände; wir badeten äußerst vorsichtig, mit fröhlich bunten Schwimmreifen und Gummibooten. Die anderen wagten sich

allein in dunkle, bedrohliche Gewässer mit groben, männlichen Objekten, die wie Metaphern ihrer Fähigkeiten waren, sich überall durchzuschlagen. Eine Fähigkeit, die uns fehlte und die wir uns auf eigene Kosten aneignen mussten. Meine Gefühle ihnen gegenüber waren gemischt. Offiziell und im Einklang mit der moralistischen Rhetorik der Schule und mancher Erwachsener bemitleidete ich sie. Ihre Familien waren arm und benachteiligt, sie spielten auf der Straße, weil sie keine anderen Orte hatten, wo sie hingehen konnten, und die Umstände verlangten oft, dass die Kinder »von drüben« als Laufjungen in Bäckereien, Lebensmittelgeschäften oder Drogerien arbeiteten. Falls sie zur Schule gingen,

fielen sie regelmäßig durch; sie waren dazu prädestiniert, kriminell zu werden.

Heimlich jedoch beneidete ich die anderen aus dem Libertà-Viertel wegen ihrer Vitalität, ihrer Verachtung für Gefahren und ihrer Fähigkeit, einen Impuls direkt in die Tat umzusetzen. Aus denselben Gründen machten sie mir auch Angst. Diese Jungs waren unsere Obsession, und diese Obsession entstand durch die zahlreichen Episoden, bei denen jemand von uns einen Übergriff, eine Aggression oder auch einen kleinen Raub über sich ergehen lassen musste.

Eines Nachmittags waren ein Freund von mir, den ich Danilo nennen will, um seine wahre Identität zu schützen und

seinen Ruf nicht zu ruinieren, und ich wie öfter schon für eine halbe Stunde in einen Laden mit gebrauchten Comic-Heften in der Via Bovio gegangen, hinter der Piazza Risorgimento. Das Geschäft gibt es immer noch, und es ist seit fünfunddreißig Jahren unverändert, ebenso wie sein Besitzer. Der Handel mit gebrauchten Comics ist offenbar kein Beruf, der mit außergewöhnlichen Verschleißerscheinungen verbunden ist.

Ich ging dorthin, weil ich Comics liebte, weil ich dort seltene Hefte fand oder die, die ich nicht mehr haben wollte, verkaufen konnte, wenn ich Geld brauchte. Außerdem, das muss einfach gesagt werden, konnten wir dort in aller Ruhe Pornohefte ansehen, ohne dass uns

jemand dabei störte oder dass plötzlich unsere Eltern auftauchten.

Ich habe noch nie in meinem Leben so ein Heft gekauft. Nicht, weil ich es nicht gewollt hätte, sondern einfach, weil ich zu feige dazu war. Der bloße Gedanke, dass meine Eltern mich mit dem Zeug erwischten, versetzte mich in unerträgliche Panik. Also spähte ich hinein und beließ es dann dabei. In diesem Geschäft für gebrauchte Comics wurde ich ein Meister im Lektüre-Schnorren (diese Fähigkeit setzte ich später in den verschiedenen Buchhandlungen der Stadt, allen voran der Laterza-Buchhandlung, ein).

An diesen Heften faszinierte mich

alles, von den Zeichnungen bis zu den Dialogen, ganz zu schweigen von der raffinierten psychologischen Nuancierung der Figuren. Legendär waren allerdings die Titel. Es gab soziologisch angehauchte, die das Leben der Großstadtproletarier schilderten, wie *Lando, der Frauenheld*, und den beliebten *Besteiger*, der ein alpines Hobby zum Thema hatte.

Es gab auch das Genre »Sexy-Fanta-Horror«. Ich bin sicher, dass es in den Redaktionen dieser Heftchen Genies gab, die damit beauftragt waren, sich Namen für die Figuren auszudenken. Ich erinnere mich zum Beispiel noch an *Walhalla, die blonde Indianerin*; *Tartan*; *Isabella, die Herzogin der*

Teufel; oder, weniger ausgefeilt, *Cosmine, die Sex-Atombombe*.

Am besten war allerdings die Unterkategorie der Vampirinnen. Sie trugen alle so schlichte, klingende Namen wie Zora, Sukia und Jacula. Der letztere war für die weniger fantasievollen Leser bestimmt, denn der Untertitel stellte mit einer gewissen Pedanterie klar, dass es sich um eine Pornovampirin handelte. Um der Möglichkeit vorzubeugen, dass jemand sein Geld zurückverlangte, weil er das Heft in der irrigen Annahme gekauft hatte, es handle sich um ein Geschichtsbuch.

Wir gingen oft in dieses Geschäft, wie

ich schon sagte, aber wir wussten, dass das riskant war. Die Via Bovio war auf der Höhe der Via Ravanas und damit ein gefährlicher Aufenthaltsort für uns Jungs von jenseits der Grenze.

An jenem Nachmittag waren wir, als wir das Geschäft verließen, plötzlich von einer Bande jugendlicher Knastkandidaten umzingelt. Ihr Anführer war uns wohlbekannt. Er war ein pickliger, fatter Riese, der im Sommer wie im tiefsten Winter ein geringeltes T-Shirt trug, das ihn noch dicker aussehen ließ. Er war höchstens vierzehn Jahre alt, aber er war bereits böartig wie ein erwachsener Mann. Er sang gern neapolitanische Lieder und prügelte gern, manchmal beides gleichzeitig.

Ganz besonders gern verprügelte er Leute wie mich und meinen Freund.

Sein Spitzname war »Colin' u' ftinte«. »Ftinte« oder »fetente« bedeutet übel riechend. Ins Italienische übersetzt lautete der Name: Nicola der Stinker. Bei jener Gelegenheit konnten wir feststellen, dass er den Namen nicht zu Unrecht trug.

Er und seine Freunde hatten an dem Nachmittag Lust, sich zu amüsieren. Und zwar mit uns. Zum Auftakt gaben sie uns ein paar Ohrfeigen, dann packte der Stinker meinen Freund am Hals und drückte ihn gegen die Wand.

»È ver' ca si' rcchion'?« (*Es wird behauptet, du seist homosexuell?*)

Entspricht das der Wahrheit?)

Mein Freund blickte sich um. Er sah das Gesicht des Pickligen, der ihn gegen die Wand drückte, und roch seinen zarten Duft. Er sah die Gesichter der anderen, die sich schon auf das Massaker freuten. Er dachte hektisch nach, und während der andere die Frage ungeduldig wiederholte, hatte er eine geniale Eingebung.

»Ja«, sagte er und nickte heftig. Er meinte: Natürlich bin ich homosexuell, wie könnte man daran zweifeln?

Der Picklige sah ihn mit aufgerissenen Augen fassungslos an, denn jetzt war ihm der Wind aus den Segeln genommen worden. Eigentlich wollte er ihn verprügeln und dabei ein

neapolitanisches Lied anstimmen. Aber mein Freund hatte ihn aus dem Takt gebracht, wenn ich so sagen darf, und das spürte er. Er lockerte seinen Griff, ließ Danilo frei und gab ihm einen Stups – nicht mehr als einen Stups – auf die Wange.

»Si' rcchion', ma si''ntelligent'.« (*Du magst zwar homosexuell sein, aber man muss zugeben, dass du schlau bist.*)

Ich war bereit – falls auch ich zu meinen sexuellen Vorlieben befragt werden sollte – zu erklären, dass auch ich schwul war oder was auch immer ihr von mir wollt, solange ihr mich nicht totschißt. Aber Stinker, der nicht an Niederlagen gewohnt war, weder

physische noch dialektische, drehte sich einfach um und ging, und sein Gefolge mit ihm.

Jenes Mal war es gut ausgegangen, aber nicht immer lief es so harmlos ab.

Eines Abends – ich war kaum mehr als dreizehn – war ich zur Pizzeria um die Ecke gegangen, um ein paar Pizzas zu holen, und ich war nicht nur zerstreut, wie immer, sondern auch guter Laune. Ein Junge, der in unserer Gegend wegen eines fehlenden Schneidezahns als »u sghign« – das Grinsen – bekannt war, fuhr absichtlich mit dem Fahrrad auf mich zu, als ich gerade die Straße überquerte. Nachdem ich ihm in letzter Minute ausgewichen war, sagte ich irgendetwas, um zu protestieren. Der

Typ blieb stehen, stieg vom Rad und gab mir, ohne einen Ton zu sagen, einen Fausthieb aufs Auge. Ich hatte das Gefühl, er habe die Faust direkt in meinen Kopf gebohrt. In meiner leeren Augenhöhle bildeten sich Kreise um Kreise, die schließlich die ganze Welt ausfüllten. Mein Kopf füllte sich mit für die Außenwelt nicht wahrnehmbarem Lärm, während ich merkte, dass weitere Schläge folgten. Ohrfeigen, Fausthiebe, Fußtritte. Auf die Beine, in den Bauch, ins Gesicht. Während ich versuchte, mich zu schützen, fragte ich: Warum?

Warum er das tat? Natürlich gab es keinen wirklichen Grund, im Sinne eines überzeugenden Tatmotivs. Er tat es aus

reiner Freude, da er es nun einmal tun *konnte*.

Irgendwann verlor er die Lust und ließ mich ziehen, nicht ohne mir noch ins Gesicht gespuckt zu haben. Ich wischte mich nicht einmal ab, solange er nicht auf sein Rad gestiegen war – das sicherlich geklaut war, dachte ich hasserfüllt – und hinter der Kirche von San Rocco verschwand.

Dann erst begann ich zu schluchzen, ein oder zwei Minuten lang.

Schließlich trocknete ich mein Gesicht, ging zur Pizzeria und bestellte die üblichen vier Margheritas ohne Pfeffer. Der Pizzabäcker, der weder blind noch zurückgeblieben war, fragte mich, was passiert sei, und ich sagte, ich

sei hingefallen und hätte mich dabei verletzt. Er wollte noch etwas sagen, aber dann dachte er, dass es ihn nichts anging. Er nahm vier Teigklumpen und machte sich an die Arbeit, wie immer stumm.

Ich ging nach Hause, stellte die Pizzas auf den Tisch und huschte an meinen Eltern vorbei ins Bad, um die Spuren der Prügelei aus meinem Gesicht zu tilgen. Dann setzte ich mich an den Tisch, kaute unter Schmerzen ein paar Bissen und ging danach schnell ins Bett. Im unruhigen Halbschlaf dieser Nacht, hin- und hergerissen zwischen Demütigung und Wut, schwor ich mir, dass mir so etwas nie wieder passieren

würde. Und dass die nächste Begegnung mit diesem Typen, falls es noch einmal dazu käme, anders ablaufen würde.

Ein paar Monate später trat ich in einen Verein für Kampfsport ein.

Der Trainingsraum war in der Via Brigata Bari (wo er immer noch ist und wo italienische Meister, europäische Meister und Weltmeister ausgebildet wurden), und ich verbrachte dort jeden Montag-, Mittwoch- und Freitagnachmittag von sechs bis neun Uhr.

Ich verließ meine Wohnung in der Via Putignani, ging bis zur Via Manzoni, bog südwärts in Richtung Corso Italia ab und nahm dann westwärts entweder die Via Principe Amedeo oder die Via Dante in

Richtung besagter Via Brigata Bari, wobei ich den Dschungel des Libertà-Viertels durchqueren musste. Knappe zwei Kilometer Fußweg, die einen Vorstoß in feindliches Terrain bedeuteten.

Die Via Dante und die Via Principe Amedeo, die den Corso Cavour mit der Via Brigata Bari verbinden, sind eineinhalb Kilometer lang und illustrieren in ihrem Verlauf den Übergang von einer Stadt in die andere.

Auf dieser Strecke verändert sich das Stadtbild ganz allmählich. Meter um Meter. Man geht bei den eleganten, aristokratisch anmutenden Häusern des Abschnitts zwischen dem Corso Cavour

und der Via Andrea da Bari los, kommt dann an den bürgerlichen Wohnhäusern des westlichen Teils bis zu den Straßen Quintino Sella, Sagarriga Visconti und Manzoni vorbei und landet schließlich bei den ärmlicheren Mietshäusern auf der Höhe der Via Libertà, Via Mayer, Via De Bernardis und jenen Straßenzügen, die am Ende der Neunzigerjahre Schauplatz von Mafiakriegen waren, die mit Kaliber-9-Geschossen und Kalaschnikows geführt wurden.

Lange Zeit legte ich diesen Weg vielleicht nicht gerade mit panischer Angst, aber doch mit einem ständigen Gefühl der Beklemmung zurück. Es war fremdes Terrain, und alles Mögliche

konnte passieren.

Der Sportverein hatte ein sehr gemischtes Publikum. Es gab angehende Maurer und Mechaniker, junge Männer, die mit ihren Eltern am Markt in der Via Nicolai arbeiteten, Anstreicher, Elektriker, Schreiner, jede Menge Schüler der Realschulen und auch ein paar des humanistischen Gymnasiums, die aus dem anderen Teil der Stadt kamen und mit einer Mischung aus Mitleid, Misstrauen und bisweilen Feindseligkeit behandelt wurden. Diese Gruppe hielt es in dem Verein am wenigsten lange aus.

Um akzeptiert zu werden, musste ich zuallererst Dialekt sprechen lernen, wie

wenn man eine Fremdsprache erlernt.

Um akzeptiert zu werden, musste ich vor allem beweisen, dass ich mitmachen konnte, und zwar nach ihren Regeln und nicht nach meinen. Denn wir befanden uns in ihrem Teil der Stadt und nicht in meinem. Das zu erreichen, war weder eine schnelle noch eine einfache Angelegenheit. Es gab einen genauen Zeitpunkt, zu dem diese Initiation beendet war.

Ich war seit zwei Jahren in dem Sportverein und hatte bereits den braunen Gürtel; ich nahm mit den anderen an Wettkämpfen teil, die ich auch manchmal gewann, aber ich wurde immer noch in gewisser Weise als Fremdkörper empfunden. Eines Abends

trainierte ich am Punching-Ball, als ein Junge meines Alters, ebenfalls ein brauner Gürtel, zu mir kam und sagte, ich solle ihm Platz machen, und zwar schnell, weil er jetzt trainieren müsse. Er war groß, stark und böse, und er war gekommen, um einem Muttersöhnchen wie mir seine Regeln zu diktieren.

Ich sah ihn einen Moment lang an, und obwohl ich spürte, wie mir die Knie zitterten, sagte ich mit ganz ruhiger Stimme, dass er warten müsse, bis er an der Reihe sei. Wenn er es eilig habe, könne er sich zum Teufel scheren.

Nach einer kurzen ungläubigen Pause sagte er, wir sollten die Sache privat erledigen. Ich nickte nur und dachte,

während wir in den Umkleideraum gingen, dass ich bloß eine Chance hatte. Ich musste ihn überraschen und ihm dabei sehr weh tun.

Er ging voraus und drehte mir dabei den Rücken zu; als er sich langsam und höhnisch zu mir umdrehte, landeten zwei Faustschläge in seinem Gesicht. Ich schlug so fest zu, wie ich nur konnte, und tat ihm sicherlich sehr weh. Er ging nicht zu Boden, weil er einen Nacken wie ein Büffel hatte, aber ich hatte mir den nötigen Vorsprung gesichert. Ich schlug noch einmal zu – ein Hieb aufs Ohr und ein paar weitere Schläge -, während er versuchte, sich zu wehren. Aber es war zu spät, und seine Schläge schmerzten nicht mehr. Als ich an dem Abend nach

Hause ging, *wusste* ich, dass mich von nun an keiner mehr wie ein Muttersöhnchen betrachtet hätte. Ich war so stolz auf mich wie kaum ein anderes Mal in meinem Leben.

Viele Jahre später sollte ich diesen Typen wiedersehen. Er war fett geworden und hatte eine Glatze, sah zehn Jahre älter aus, als er wirklich war und lief durch die Gänge des Gerichtsgebäudes, in Handschellen und von zwei Wachleuten begleitet. Wir begegneten uns, unsere Blicke trafen sich ein paar Momente lang, und dann sahen wir beide gleichzeitig weg und gingen in entgegengesetzte Richtungen weiter.

NEUN

Wir ließen das Meer hinter uns und
führten wieder Richtung Stadt.

Giampiero sprach jetzt viel weniger.
Paolo und ich sagten überhaupt nichts.
Im Radio erklärte Alan Sorrenti uns,
dass wir alle »figli delle stelle« wären,
Kinder der Sterne, und dass wir nie
stehen bleiben würden, aus keinem
Grund der Welt.

Aber sicher doch.

Ich verfolgte weiter die Karte auf dem
Bildschirm des Navi: Lungomare
Starita, Piazzale Triggiani (wer das bloß
war?), Corso Vittorio Veneto und dann

kopfüber ins Gewirr des Libertà-Viertels. Via Trevisani, Via Napoli, Via Pizzoli, Piazza Garibaldi, Via Manzoni, Corso Italia und schließlich Via Sagarriga Visconti. Ziel: das Jolly-Kino und unsere Vergangenheit, die es nicht mehr gab. Falls es sie je gegeben hatte.

Gedanken flogen mir durch den Kopf wie die Bäume, die man von einem Zug aus vorbeirasen sieht.

Mir kam ein Satz in den Sinn, den ich irgendwo gelesen hatte: Die Karte ist nicht das Gebiet. Ich hingegen hatte die beiden Dinge immer verwechselt. Die Straßenkarte und die Karte der eigenen Gebiete.

Dann verschwand dieser Gedanke wieder. An seiner Stelle bildete sich mit

Worten, die in meinem Kopf entstanden wie große Sprechblasen, eine Frage, die mir vor einiger Zeit ein deutscher Freund gestellt hatte: »In welche Richtung schauen die Leute in Bari eigentlich? Ich meine, physisch: In welche Himmelsrichtung wendet ihr euch? Wohin schaut ihr?«

Wohin wir schauten? Wer weiß das schon, sagte ich mir. Allein schon der Gebrauch des Plurals verunsicherte mich. Ich wusste nicht, wohin *wir* schauten. Ich wusste nicht – und weiß bis heute nicht –, wohin die Bewohner Baris schauen; *ob* sie überhaupt irgendwohin schauen oder ob sie sich zufriedengeben mit dem, was vor ihrer

Nase passiert (wo man übrigens besonders wenig sieht).

So wurde mir klar, dass ich immer Richtung Norden und Osten geblickt hatte, die Adria zu meiner Rechten. Was das bedeutet, ist mir schleierhaft, aber ich hatte immer schon Schwierigkeiten, mich in mehrere Richtungen hin zu orientieren. Zum Beispiel verliere ich jedes Mal die Orientierung, wenn ich nach Süden fahre, und muss mich immer erst innerlich positionieren auf meiner geistigen Landkarte.

Auch dieser Gedanke verschwand, als Giampiero am Corso Italia parkte, wenige Meter vor der Kreuzung mit der Via Sagarriga Visconti. Wir stiegen einmal mehr aus, was langsam zu einem

zwanghaften Ritual wurde, und erreichten nach wenigen Schritten den Ort, an dem früher einmal das Jolly-Kino gewesen war.

Wenn ich ehrlich bin, gab es dort nichts zu sehen. Vor uns war eine Einfahrt voller Autos, und im Hintergrund erahnte man die Milchglastür, die früher in das Kino hineingeführt hatte, wo es immer leicht muffig roch und die hölzernen Stühle unbequem und vertraut waren.

Wir lehnten uns an die Einzäunung des Hofes und blickten durch die Gitterstäbe nach hinten, dorthin, wo es nichts zu sehen gab, ohne etwas zu sagen.

»Wie lange ist es schon

geschlossen?«, fragte Paolo.

»Keine Ahnung, immer schon«, erwiderte Giampiero.

»Seit'89 oder vielleicht auch'90. Ich habe mich das mehrmals gefragt und habe es nie geschafft, mich genau daran zu erinnern«, sagte ich. In Wirklichkeit erinnere ich mich an fast gar nichts genau, aber das behielt ich für mich.

»Welches wohl der letzte Film war, den sie gezeigt haben?«, dachte Paolo laut.

»Wann wir wohl das letzte Mal zusammen hier waren?«, fügte Giampiero hinzu, und ich hatte den Eindruck, dass er das nur sagte, weil er sich Mühe gab, mit uns in Verbindung zu bleiben, die Unterhaltung nicht abreißen

zu lassen. Ich sagte nichts. Ich nickte bloß mechanisch. Ich konnte mich nicht erinnern. Ich konnte mich nicht mehr erinnern, wann wir das letzte Mal gemeinsam dort gewesen waren und auch nicht, wann ich allein zuletzt dort gewesen war. Sicherlich aber, nachdem Paolo schon mehrere Jahre fortgegangen war.

»Wer weiß, wie viele von denen, die die letzte Vorstellung gesehen haben, schon tot sind«, fuhr Paolo fort, und sein Ton war unangenehm, die Stimme vom Alkohol leicht verzerrt.

Dieser Satz missfiel mir, und um das Unbehagen abzustreifen, klopfte ich gegen das Eingangstor – das jemand

nicht zugesperrt hatte, weshalb es sich mit dem typischen Quietschen schlecht verschraubten und nicht geölten Metalls öffnete.

Wir gingen einer nach dem anderen hindurch, ohne ein Wort zu sagen, als sei das nunmehr selbstverständlich und unvermeidlich; wir durchquerten den Hof bis zum Eingang des Kinos. Man hatte den Eindruck, die Tür sei erst vor ein paar Stunden verschlossen worden, nach der Spätvorstellung. Das Ganze wirkte traurig und irgendwie unheimlich.

»Jungs, ich weiß nicht warum, aber ich habe eine Gänsehaut. Ich fühle mich hier nicht wohl. Gehen wir woandershin?«, fragte Giampiero leise.

Paolo verzog das Gesicht. Dann

lehnte er sich an die Wand neben der Tür.

»Klar fühlst du dich unwohl. Hier gibt es ja auch Gespenster.«

Er sprach ebenfalls leise, beinahe seufzend.

»Sag das bloß nicht, ich mach mir noch in die Hosen. Das ist ja wie in einer Erzählung von Stephen King.«

Paolo grinste nach oben, in keine bestimmte Richtung. Er glitt zu Boden und setzte sich vor die Mauer, neben den Eingang zum Kino.

»Erinnert ihr euch noch an diese Geschichte von den Mädchen, die in der Toilette des Jolly verschwunden sind? Sie haben sie betäubt, in einen Schacht

geworfen und verkauft.«

»Von hier habe ich diese Geschichte noch nie gehört. Ich weiß, dass Mädchen in einem Kleidergeschäft in der Via Cavour verschwunden sind«, sagte Giampiero. »Ich bin hingegangen und habe Hosen anprobiert – aber nicht gekauft, denn sie waren einfach zu hässlich -, nur um mir diese Schächte anzusehen ... Dass das auch hier passiert sein soll, wusste ich nicht. Hast du davon gehört?«, fragte er mich.

»Nie gehört. Meiner Meinung nach hat er sich das gerade ausgedacht. Das hat er in Chicago gelernt, dummes Zeug zu schwatzen. Früher hätte er das nicht gekonnt.« Ich war froh, dass die Stimmung sich wieder gebessert hatte

und dass die Gespenster für ein paar Momente verscheucht worden waren.

»Wer weiß, wie diese modernen Wandersagen entstehen. Vor ein paar Jahren hatte ich Lust bekommen, mir eine auszudenken und zu sehen, was dann passiert«, sagte Paolo.

»Das wolltest du also jetzt ausprobieren, mit dieser Geschichte von den Mädchen, die auf der Toilette vom Jolly betäubt wurden.«

»Stimmt, obwohl eigentlich die Arena Giardino die bessere Kulisse für eine schöne Horrorgeschichte wäre. Sie hätte auch George Romero gefallen. Diese Arena gibt es aber nicht mehr, oder?«

»Nein. Vielleicht hat sie sogar noch

vor dem Jolly zugemacht.«

»Diese Arena gefiel mir so gut, weil sie so ... ich finde das italienische Wort dafür nicht, sie war *creepy*, ein Ort, an dem merkwürdige Dinge passierten. Mädchen, die entführt wurden und als Sklavinnen verkauft, oder ein Untoter, der ein paar Reihen weiter vor einem saß und schon den Moment vorkostete, in dem er einen in Stücke reißen würde ...«

»Du hast ein wenig zu viel getrunken, glaube ich«, sagte Giampiero. Der Ton lag auf halber Strecke zwischen Scherz und Sorge.

»Oder zu viel Lansdale gelesen«, fügte ich hinzu.

»Und das ist noch nicht alles. Kennt

ihr die Geschichte von dem Mädchen an der Mautstelle Bari Nord?«

»Das Mädchen von wo?«, fragte Giampiero.

Paolo lächelte. Dann holte er die Flasche aus der Manteltasche und nahm erneut einen Schluck.

Auch Giampiero und ich setzten uns auf den Boden, den Rücken an die Mauer gelehnt. Ich dachte, Teufel noch mal, ich will auch ein bisschen Alkohol, und bat Paolo, mir die Flasche zu reichen, da ich meine im Auto gelassen hatte. Er gab sie mir mit dem Rat, es nicht zu übertreiben, und erzählte uns dann die Geschichte von dem Mädchen an der Mautstelle Bari Nord.

»Ein Freund eines Freundes von mir fuhr auf der Autobahn, er war auf dem Rückweg von einer Geschäftsreise. Es war mitten in der Nacht, im November, an einem jener seltsamen und seltenen Abende, an denen es in Bari neblig ist. Jene Abende, an denen alles möglich ist. An der Mautstelle der Autobahnausfahrt von Bari Nord, als er gerade zahlen will, hört er jemanden an das Fenster auf der anderen Seite des Autos klopfen. Er lässt die Scheibe herunter und sieht ein hübsches blondes Mädchen, ein wenig blass und mit lediglich einer Bluse bekleidet, obwohl es kalt und sehr feucht ist. Das Mädchen bittet darum, mitgenommen zu werden, denn – so sagt

sie – sie hatte einen Unfall. Der Freund meines Freundes lässt sie einsteigen und fragte sie, wohin er sie bringen soll. Ans Ende der Via Crispi. Er wundert sich ein wenig, denn das Mädchen wirkt sehr elegant, wenn auch ein wenig zart und irgendwie ... verschwommen. Ja, das war es: Sie wirkte verschwommen. Am Ende der Via Crispi ist der Friedhof, es gibt sehr einfache Häuser, Baracken, Fabrikhallen, die Werkstätten der Steinmetze, die für den Friedhof arbeiten. Das schien nicht die Gegend zu sein, in der so ein Mädchen zu Hause ist.«

Paolo machte eine Pause und prüfte, ob er unsere Aufmerksamkeit gefesselt hatte.

»Ach, ich vergaß, dass das Mädchen einen Hornkamm in der Hand hatte, der wie eine Antiquität aussah und dem Fahrer sofort auffiel, denn sonst hatte das Mädchen nichts bei sich. Wie auch immer: Sie kommen an die Stelle, wo die Via Buozzi in die Via Crispi übergeht.«

»Du meinst, beim Friedhof.«

»Beim Friedhof, genau. Das Mädchen sagt, es könne dort aussteigen, dort, wo es gar keine Häuser gibt. In der Zwischenzeit ist der Nebel noch dichter geworden, und der Typ, der ein netter Mensch ist, bietet an, sie zu Fuß bis nach Hause zu begleiten. Sie dreht sich um und sieht ihn einen Augenblick lang an.

Nur einen Augenblick, aber er sagt, dass dieser Blick ihm das Blut in den Adern hat stocken lassen. Dann haucht das Mädchen ein ›Ciao‹, das kaum zu hören war, und springt aus dem Auto. Er sieht zu, wie sie im Nebel verschwindet, und als er sie kaum noch sieht, hat er den Eindruck, sie klettere über eine Mauer. Er will schon aussteigen, um nachzusehen, aber dann verlässt ihn der Mut und er fährt schließlich nach Hause. In der Nacht kann er nicht schlafen, oder zumindest schläft er schlecht und hat Albträume. Am nächsten Tag ist der Nebel verschwunden, auch wenn es ein grauer Tag ist. Das machte es ihm weniger schwer, Mut zu fassen und das Mädchen zu suchen. Also fährt er zum

Friedhof und sucht die Stelle, an der das Mädchen über die Mauer geklettert ist. Er merkt gleich, dass die Mauer sehr hoch ist und dass er selbst es nicht schaffen würde, hinüberzuklettern. Wie zum Teufel hat sie das nur gemacht, denkt er. Er geht zum Haupteingang und erkennt von innen die Stelle, an der das Mädchen über die Mauer geklettert ist. Der Abend war sehr feucht gewesen, und er findet ihre Fußabdrücke. Er geht ihnen nach und kommt zu einem Grab, auf dem der Kamm liegt, den das Mädchen in der Hand hatte. Natürlich ist er neugierig, wer dort begraben ist – es gibt auch ein Foto -, und so liest er den Namen und die Inschrift. Und natürlich

ist es das Foto des Mädchens, das genau vor einem Jahr bei einem Unfall an der Mautstelle Bari Nord gestorben ist.«

Diese Geschichte kannte ich schon. Mit kleinen Varianten – einmal war es ein kleines Mädchen, ein anderes Mal hatte sie eine Tasche oder einen Hut bei sich anstelle des Kamms -, aber die Geschichte ist immer die – selbe. Und immer war sie dem Freund eines Freundes passiert. Und obwohl man genau weiß, dass es sich um eine moderne Wandersage handelt, die auch in anderen Städten im Umlauf ist, läuft einem unweigerlich ein Schauer über den Rücken, wenn sie einem erzählt wird.

Zur Belohnung nahm Paolo einen

weiteren Schluck Grappa.

»Na, übertreibst du es nicht mit dem Zeug?«, sagte Giampiero.

»Mind your fucking own business.«
Er sagte es, ohne sich umzudrehen, als spreche er zu sich selbst, mit einem Blick ins Leere. Sein Ton war kalt und fast schon verächtlich, und ich fühlte mich unwohl, obwohl die Worte nicht an mich gerichtet waren und Giampiero sie nicht verstand. Er war immer stolz darauf gewesen, nur Italienisch und den Bareser Dialekt zu sprechen und trotz zahlreicher Studienaufenthalte in England nicht kontaminiert worden zu sein.

»Was heißt das?«, fragte Giampiero

mit dem unsicheren Lächeln desjenigen, der nicht weiß, wie er sich verhalten soll.

Paolo antwortete nicht und sprach weiter ins Leere, einer Spur von angstvollen, hin und her hüpfenden Gedanken folgend. Er war betrunken und zugleich merkwürdig klarsichtig. »Manchmal gehe ich auf Google und gebe *Bari* ein, zusammen mit einem anderen Wort, je nachdem, was mich gerade beschäftigt. Da entdeckt man eine Menge Dinge, zum Beispiel, dass die Basilika von San Nicola gebaut wurde, um den Heiligen Gral zu beherbergen, der angeblich dort in der Krypta versteckt ist. Einer anderen Legende zufolge soll in der Krypta von San

Nicola die Lanze von Longino versteckt sein, jenem Soldaten, der Jesus in die Rippen stach, als er am Kreuz hing.«

»Es gibt auch ein Comic-Heft von Martin Mystère, das diese Legende erzählt. Es heißt *Das Geheimnis von San Nicola*.«

»Das wäre doch ein Stoff für das nächste Buch von Dan Brown«, meinte Giampiero mit aufgesetzter Fröhlichkeit. Ich sagte mir, dass *Der Da Vinci Code* vermutlich das einzige Buch war, das er gelesen hatte, großartig und spannend fand und womöglich sogar gut geschrieben. Gleich darauf bereute ich meine Boshaftigkeit. Mit fortschreitender Stunde empfand ich für

Giampiero immer mehr Sympathie, was ich nicht ganz verstand. Um mein Unbehagen loszuwerden, fing ich wieder an zu reden. Über Legenden, esoterische Orte und jenes Geheimnis, das Paolo erwähnt hatte.

»Andere meinen, der Heilige Gral sei in einem unterirdischen Gewölbe von Castel del Monte versteckt«, sagte ich. Und fügte hinzu: »Und in deiner Freizeit recherchierst du im Internet über Bari?«

»Das passiert mir in letzter Zeit öfters. Ich weiß nicht, warum ich damit angefangen habe und warum ich weitermache. Nachts kann ich oft nicht schlafen, und wenn ich dann im Bett liege und mich nicht rühren kann, weil ich sonst meine Frau wecken würde,

habe ich das Gefühl, verrückt zu werden. Manchmal ergreift mich Panik, als müsste ich gleich sterben. Dann stehe ich auf« – dann holst du dir was zu trinken, dachte ich automatisch, ohne meine innere Stimme zu beherrschen – »und lese, aber noch öfter surfe ich im Internet. Und so kam es, dass ich immer mehr über Bari recherchiert habe. Ich habe mich richtig festgebissen und bin jetzt fast schon so etwas wie ein Heimatforscher. Das Absurde ist, dass ich heute mehr über die Stadt weiß als zu der Zeit, als ich hier lebte. Ich kenne sie jetzt, wo ich sie durch den Computer sehe, besser als damals, als ich täglich durch ihre Straßen ging.«

Genau dasselbe war mir an diesem Abend mit dem Navigator passiert. Die Straßen und die Stadt erschienen mir auf dem Bildschirm realer, als wenn ich jeden Tag durch diese Straßen ging, ihre Gerüche wahrnahm, ihre Geräusche hörte, ihre Mauern berührte.

Ich fragte mich gerade, ob es sich lohnte, das zu erzählen, oder ob ich es besser für mich behielt, da es wahrscheinlich sowieso keinen interessierte, als wir einen durchdringenden Schrei hörten. Einen dieser Schreie, von denen man nicht weiß, ob sie von einer liebestollen Katze oder einem verzweifelt weinenden Baby stammen. Wir drehten uns alle um

und lauschten mit den Augen. Der Schrei wiederholte sich jedoch nicht, und die Dunkelheit mit ihren langsamen, flüssigen, konzentrischen Kreisen beruhigte sich wieder.

Paolo rieb sich energisch das Gesicht mit den Händen, so, als wolle er etwas Klebriges abwischen. Dann sprach er, und diesmal schien er sich an uns zu wenden. Die Unterhaltung normalisierte sich ganz unerwartet.

»Ich sage euch, ich habe eine Menge Dinge entdeckt. Ist euch beispielsweise aufgefallen, hattet ihr je bemerkt, dass Bari die Form eines Adlers hat?«

»Ein Adler?«, fragte Giampiero.

»Ein Adler. Schaut euch die Karte an und ihr werdet es sehen. Die Halbinsel

von Bari Vecchia ist der Kopf, und an den beiden Seiten sind ausgebreitete Flügel. Wenn man sich auf den Kopf konzentriert, kann man das gut erkennen. Ich könnte euch stundenlang Vorträge halten über das, was ich im Internet gefunden habe. Außerdem habe ich mir noch Bücher und Filme über Bari besorgt. Es ist ein Hobby geworden, oder eine fixe Idee. Das Verrückte daran ist, dass mir Bari vollkommen egal war, solange ich dort lebte, und dass ich heilfroh war, wegzugehen.«

»Erzähl uns von den Filmen und Büchern«, bat ich, indem ich den Rest ignorierte.

»Also, zum Beispiel gibt es einen

Roman von Nero Wolfe ...«

»Was sagst du da? Nero Wolfe, der von den Fernsehfilmen mit Tino Buazzelli?«

»Genau der. Es ist ein Roman von 1954, Nero Wolfe, der Spion. Es ist die einzige Geschichte, die nicht in Manhattan spielt. Nero Wolfe muss nach Montenegro fahren, und auf dem Weg dorthin kommt er nach Bari. Er wohnt in einem finsternen Loch, wo er natürlich trotzdem eine Möglichkeit findet, eines seiner Rezepte zuzubereiten.«

»Wie ist der Roman?«, fragte ich.

»Langweilig, aber ich muss dazusagen, dass ich keine Krimis mag. Aber es ist schon aufregend, die Beschreibung der Stadt zu lesen, die Rex

Stout meiner Meinung nach nie besucht hat. Er beschreibt sie wie Kabul, oder Tiflis, alles außer einer westlichen Stadt im zwanzigsten Jahrhundert.«

»Kennst du den Film von Clint Eastwood ...«, wollte Giampiero wissen.

»Die Brücken von Madison County. Toller Film, und Meryl Streep, die hier Francesca heißt, sagt in dem Film, sie stamme aus Bari.«

Unter Paolos Leitung kommentierten wir eine Reihe von Filmen und Büchern, die in Bari spielten oder von Bari sprachen. Wir fingen bei Piovenes *Italienische Reise* an und landeten bald bei Filmen, die nicht alle unbedingt

unvergessliche Meisterwerke waren. Gerührt erinnerten wir uns an einen schlechten Krimi, der in den Siebzigerjahren in Bari gedreht worden war, und mitten in dieser absurden Unterhaltung stand auf einmal ein etwa fünfundzwanzigjähriger Mann vor uns. Erst da wurde mir bewusst, dass wir mitten in der Nacht laut redeten und dass nur wenige Meter entfernt Häuser standen, in denen die Leute schliefen.

Ich weiß nicht, ob der Mann gerade nach Hause kam oder ob er von unseren Stimmen angelockt aus einer der Türen kam. Ich hatte ihn nicht kommen sehen. Er war kräftig, hatte einen frühen und ungeniert zur Schau gestellten Bauch, einen schwarzen Schnauzbart und sah

aus wie jemand, der sich zu helfen weiß und nicht allzu subtil dabei vorgeht.

Er sah uns drei an und wandte sich dann an Paolo, der ihn zuletzt bemerkt hatte und immer noch redete, mit lauter, von Grappa beflügelter Stimme.

»N't vrgogn'mbriac'a chess'età, mezz' alla strad? Vattin' a cas't.«
(*Schämst du dich nicht, in deinem Alter betrunken auf der Straße herumzusitzen? Geh nach Hause.*)
Nicht gerade eine Huldigung.) Paolo sah ihn von unter her an, mit dem typischen Gesichtsausdruck eines Betrunkenen, dem etwas Unerwartetes passiert und der versucht, seine Gedanken zu ordnen und eine Handlungsstrategie zu

entwickeln.

»Hör zu, lass uns in Frieden und geh selber nach Hause«, sagte er schließlich, nachdem er sich mühsam aufgerappelt hatte.

Der Typ war nicht erfreut; er antwortete wenig freundlich mit fäkalen Andeutungen und detaillierten Kommentaren zu Paolos Familienangehörigen. Den lebenden und den verstorbenen. Giampiero und ich standen auf, weil die Situation langsam brenzlich wurde. Paolo ging schwankend auf den Schnauzbart zu. Zu nahe.

Bei öffentlichen Streitereien gibt es Regeln und Rituale, und dazu gehört eine sehr genaue Definition des Sicherheitsabstands. Wenn dieser nicht

eingehalten wird, kommt es unweigerlich zu einer Schlägerei.

Paolo hatte sich bei solchen Dingen noch nie ausgekannt. Soviel ich wusste, hatte er sich in seinem ganzen Leben noch nie geprügelt. Er kam dem anderen zu nahe, und der gab ihm eine Ohrfeige. Eine ordentliche, kräftige, harte Ohrfeige. Eine Ohrfeige von jemandem, der gewohnt ist, auszuteilen. Paolos Kopf wackelte gefährlich, die Brille flog weg, er wich zurück – oder wurde geschubst – und landete wieder an der Wand, von der er sich gerade erhoben hatte.

Wie so oft in diesen Fällen, wird meine Erinnerung an die Szene von

diesem Moment an undeutlich. Ich glaube, dass der Typ seinerseits denselben Fehler machte wie vorher Paolo. Er begnügte sich nicht mit der Ohrfeige, sondern kam noch einmal heran, um weiterzumachen.

Mein Bein ging los, ohne dass ich es wirklich beschlossen hätte.

Vielleicht war es aber auch umgekehrt und ich wollte, dass er näher kam und noch einmal ausholte, damit ich einen Grund hatte, das zu tun, was ich jetzt tat.

Im Film meiner Erinnerung setzt sich das Bein ohne einen bewussten Befehl des Gehirns in Bewegung, beschreibt einen Kreis und beendet ihn, indem der Fuß im Bauch des Schnauzbarts landet. Der krümmt sich zusammen wie ein

Fußball, aus dem die Luft weicht, und macht dabei ein prusteähnliches Geräusch, das irgendwo zwischen lächerlich und dramatisch liegt. Das wäre eigentlich genug, aber ich gehe trotzdem auf ihn los und schlage auf ihn ein, immer wieder, viel mehr, als nötig wäre.

Sicher ist, dass er sich in der nächsten Szene ins Gesicht fasst und eine blutige Hand sieht. Paolo klaubt seine Brille auf und die Flasche; Giampiero rät, dass wir dringend gehen müssten, bevor jemand die Polizei holt und wir uns womöglich alle »tief in der Scheiße« wiederfinden. Der Schnauzbart blickt auf seine blutige Hand und sagt nichts, denn die

Ereignisse haben eine überraschende Wendung genommen. Ein Mann, der – wenn schon nicht sein Vater – doch durchaus sein Onkel sein könnte, hat ihn verprügelt und ihm das Gesicht kaputtgeschlagen. Damit hatte er nicht gerechnet, und ganz nebenbei bemerkt blutet seine Nase beunruhigend stark. So bleibt er zurück in der Hoffnung, einen Sinn in dem Ganzen zu finden (oder wenigstens einen Wattebausch), während wir uns wie drei korpulente Halbstarke nach einem misslungenen Streich aus dem Staub machen.

Wir liefen schnell durch den Hof, erreichten den Corso Italia und das Auto, das Giampiero startete und – begeistert von seiner Rolle als Chef der

Rettungsmannschaft – mit quietschenden Reifen über den Asphalt jagte. So dass die Polizei, falls sie zufällig vorbeikam, auf jeden Fall hinter uns her gefahren wäre.

Im Auto sprach keiner ein Wort. Giampiero konzentrierte sich aufs Fahren und wechselte alle zwei Häuserblocks die Richtung. Er hatte eine Mission zu erfüllen: Er brachte uns in Sicherheit, weit weg von der Feuerlinie, außer Gefahr. Falls es uns gelang, nicht ins Kittchen zu kommen (gemeint war vor allem ich), dann war das allein sein Verdienst.

Paolo konnte ich nicht sehen, denn er saß hinter mir. Aber ich hörte ihn

keuchen. Er klang wie jemand in Atemnot: düster, frustriert und wütend.

Ich sah auf die Straßen vor mir – die Straßen, nicht das Navigationsgerät -, die vom Kühler des sicher vorwärtsrollenden Wagens verschluckt wurden, und konnte an nichts anderes denken.

Mit einem unsinnigen, totalen Triumphgefühl konnte ich nichts anderes denken, als dass dieser Scheißkerl zwanzig Jahre jünger war als ich und dass ich ihm die Fresse eingeschlagen hatte.

Ich konnte es noch.

Zum Teufel, ich konnte es noch.

ZEHN

Giampieros Auto verschlang die Straßen und ihre Gespenster wie die Spielfigur von Pace-Man. Via Sagarriga Visconti, Via Dante, Via De Rossi, Corso Vittorio Emanuele, wo jetzt keine Autos mehr in zweiter Reihe parkten, keine Jugendlichen und keine Mopeds mehr zu sehen waren und die Lokale aussahen, als hätten sie für immer geschlossen.

Ein Streifenwagen fuhr gemächlich auf der Gegenspur auf uns zu. Als Giampiero ihn sah, verlangsamte er. Wir waren Gangster auf der Flucht vom Schauplatz des Verbrechens, und wir

durften nicht auffallen. Die Autos zogen aneinander vorbei, die Polizisten ignorierten uns. Giampiero seufzte vor Erleichterung.

Vielleicht habe ich mir das allerdings auch nur eingebildet, um die Geschichte auszuschnücken, aus erzähltechnischen Gründen.

Ich weiß es nicht. Ich kann den genauen Ablauf dessen, was passiert ist, kaum unterscheiden von dem, was ich mehr oder weniger bewusst hinzugefügt habe, wenn ich das Geschehen mir selbst oder anderen erzählt habe. Wenn ich darüber nachdenke – was ich möglichst vermeide -, überkommt mich ein Gefühl der Unwirklichkeit, dann merke ich, dass ich kein verlässliches Kriterium habe,

um das, was passiert ist, von dem, was ich mir ausgedacht oder geträumt habe, zu trennen, und ich habe das Gefühl, über einem Abgrund zu schweben.

Wie auch immer, das Auto fuhr auf ziemlich reale Weise weiter. Wir legten den Corso Vittorio Emanuele zurück, bogen in den Corso Cavour ein und hielten vor dem Teatro Petruzzelli.

Das Theater war am 14. Februar 1903 mit der Aufführung von Meyerbeers *Ugonotti* eingeweiht worden (die Chronik spricht von riesigem Andrang). Eine wichtige Etappe für eine Provinzstadt, die Hauptstadt von etwas werden will und dieses prächtige Theaterhaus als Symbol ihres Aufstiegs

betrachtet.

Die Parabel dieses Traums endete am 26. Oktober 1991, als im Petruzzelli die *Norma* von Bellini aufgeführt wurde. Nach einem Drehbuch, wie es in seiner Banalität nur das wahre Leben selbst schreiben kann, ging dem Brand des Theaters die Aufführung einer Oper voraus, die mit einem Scheiterhaufen endet.

Ein paar Stunden nach Ende der Vorstellung und dem Scheiterhaufen aus Pappmaché der *Norma* wurden das Theater und die Stadt von einem echten, obszönen, unbezähmbaren Scheiterhaufen verschlungen, den eine Bande von Brandstiftern gelegt hatte, über deren Professionalität viel

diskutiert wurde. Es wurde nie geklärt, ob die Kriminellen das Theater wirklich zerstören oder ob sie es nur beschädigen wollten – deshalb ist es auch schwer zu sagen, ob die Ausführenden knallharte Profis waren oder, was wahrscheinlicher ist, nur armselige Stümper. Tatsache ist, dass das Theater vollkommen zerstört wurde, einschließlich der Kuppel, und dass die Stadt ihre Träume von Grandeur wie hinter einem Vorhang verschwinden sah.

Ermittlungsbeamte und Anwälte haben jahrelang in den trübsten Regionen der Stadt gefischt, aber sie konnten weder die Identität der Drahtzieher aufdecken noch das Tatmotiv; die Gründe, die

hinter dieser aberwitzigen Tat stecken, bleiben bis heute verborgen.

Die einzigen, die bisher bezahlt haben – zu Recht, damit wir uns nicht missverstehen –, sind die beiden Handlanger.

Die Wahrheit eines Prozesses entspricht manchmal der historischen Wahrheit der Tatsachen; andere Male, wie hier, nimmt sie den Ton und die Züge einer Farce an.

Was von den Tausenden von Prozessakten übrig bleibt, ist das dürftige Ammenmärchen, nach der zwei Leute ohne Grund (oder ohne Motiv, wenn man es lieber so ausdrücken will) nachts in ein Theater eindringen, dort Feuer legen und dann fröhlich pfeifend

in eine Hafenbar gehen und zwei Bier trinken.



Giampiero parkte mit den Hinterreifen auf dem Gehsteig, vor dem Zaun, der die Baustelle umgab. Er ließ die Scheibe herunter und sagte, nachdem die Mission seiner Meinung nach beendet war, dass wir jetzt wieder sprechen dürften. Um die Spannung zu mildern, die immer noch deutlich zu spüren war, und den Heimatabend zu beenden, der offensichtlich schon zu lange gedauert hatte und seiner Kontrolle entglitten war.

»Na gut«, seufzte er, »wir haben ganz schön was riskiert, aber eines muss man uns lassen: Wir haben uns gut aus der Affäre gezogen. Wie damals, in den guten alten Zeiten.«

Es war ihm gelungen, in einem einzigen Satz gleich zwei Ausdrücke unterzubringen, die ich nicht ausstehen kann: »aus der Affäre ziehen« und »gute alte Zeiten«. Ich hatte genug. Ich wollte nur noch nach Hause und alles vergessen, den Abend, die gespielte Freundschaft und die ganze Vergangenheit, die so traurig in unseren Körpern von Ex-Jugendlichen herumirrte.

»Meine Herren«, sagte er und wurde

mit jedem Wort schneller, so als leierte er etwas Auswendiggelerntes herunter, »dem hast du vielleicht die Fresse poliert, diesem Scheißkerl. Trainierst du eigentlich immer noch? Sind wir nicht zu alt für so was? Mein Gott, ihr zwei seid echt verrückt! Ist euch eigentlich klar, dass wir riskiert haben, uns für alle Zeiten zu ruinieren? Ich sehe schon die Zeitungsmeldungen vor mir, falls sie uns erwischt hätten.«

Schweigen.

Giampiero sprach weiter.

»Jedenfalls ist es ziemlich spät geworden, würde ich sagen. Ich bringe euch jetzt nach Hause und dann verabschieden wir uns bis zum nächsten Mal.«

Der Ton war auf gezwungene, verzweifelte Weise unbeschwert, und die Aussicht auf ein Wiedersehen klang aus seinem Mund falsch und beinahe unheilvoll.

Paolo öffnete die Autotür und stieg wortlos aus. Giampiero sah mich an. Ich zuckte die Schultern, und auch wir stiegen aus.

Paolo hatte begonnen, den Bauzaun zu umrunden, der mit Theaterplakaten und Seiten aus der »Gazzetta del Mezzogiorno« tapeziert war, die längst vergangene Aufführungen kommentierten. Die Artikel stammten alle aus der »Gazzetta«, denn bis das Theater abbrannte – und noch viele

Jahre danach – war die »Gazzetta« im Grunde die einzig wichtige Zeitung der Stadt gewesen. Erst ein paar Jahre später folgten dann »Barisera« und die Lokalteile von »La Repubblica« und »Corriere della Sera«.

Der Bauzaun mit den Plakaten und den Kritiken stand dort seit vielen Monaten, aber erst in jener Nacht bemerkte ich ihn.

Nurejew, Barischnikow, Carolyn Carlson, Carla Fracci, Momix, das Bolschoi und auch Pavarotti, Frank Sinatra, Juliette Gréco, Ray Charles, Liza Minelli, Eduardo De Filippo, Zizi Jeanmarie, Maurice Béjart, Herbert von Karajan, Riccardo Muti, Lindsay Kemp, Strehler, Rostropowitsch. Sogar Jerry

Lewis, an dessen Auftritt ich mich zu erinnern glaube, war Mitte der Achtzigerjahre nach Bari gekommen.

Es war, als sei innerhalb dieses Zauns ein Geheimgang versteckt, der uns jahrelang mit dem Rest der Welt verbunden hatte, der nach dem Brand jedoch von Schutt, verbrannten Dekorationen und Asche verschüttet worden war. Und durch eine tödliche Katastrophe, natürlich.

Es war mittlerweile wirklich spät und keiner war mehr unterwegs, weder Autos noch Menschen. Giampiero blieb vor Frank Sinatra stehen. Paolo lief vor und zurück und berührte von Zeit zu Zeit den Zaun und die Plakate, als wolle er

ihre Konsistenz prüfen.

Ich las die alten Artikel aus der »Gazzetta del Mezzogiorno« und hing meinen Erinnerungen nach. Es gelang mir jedoch nicht, sie in eine chronologische Reihenfolge zu bringen. In meinem wirren Kopf erschienen mir Ereignisse und Vorstellungen aus grauer Vergangenheit noch ganz frisch, und Dinge, die erst vor kurzem geschehen waren, wie vor langer, langer Zeit passiert.

Wir standen dicht nebeneinander, vor dem Gesicht von Ray Charles.

»In welchem Jahr ist dieser Herr hier aufgetreten?«, fragte Giampiero.

»Im Dezember 1985«, antwortete ich.

»Großartiges Konzert«, sagte

Giampiero.

In Wirklichkeit war es gar nicht großartig gewesen. Ray Charles hatte nur eine knappe halbe Stunde gespielt, eine einzige Zugabe gegeben – das heißt ein einziges Lied -, und das Ganze war auf irritierende Weise durchgeplant gewesen. Wir hatten das Theater ziemlich enttäuscht verlassen. Aber es war immerhin Ray Charles gewesen, und es schien mir nicht angebracht, jetzt eine Diskussion über den Kontrast zwischen Mythos, Wahrheit und historischer Erinnerung zu entfachen. Ich wollte hauptsächlich ins Bett. Also lächelte ich, nickte und sagte nichts. Das konnte alles bedeuten.

»Als wir damals aus dem Theater kamen, hast du gesagt, dass das Konzert scheiße war«, erinnerte mich Paolo. Ich hätte gleich erkennen müssen – an seinem Tonfall, seinem Gesichtsausdruck, an allem -, dass er nur einen Vorwand suchte, um Streit anzufangen. Ich hätte auf keinen Fall darauf eingehen sollen. Aber wenn ich ganz ehrlich bin, suchte auch ich einen Vorwand, wenn auch unbewusst.

»So habe ich es ganz bestimmt nicht gesagt. Ich meine, scheiße und so. Ich gebe zu, dass der Abend etwas enttäuschend gewesen war, aber immerhin: Ray Charles und wir waren nur wenige Meter voneinander entfernt.

Es war nur eine kleine kosmetische Korrektur der Erinnerung.«

»Kosmetische Korrektur? Was zum Teufel soll das denn heißen?«

»Darauf kommst du schon selber, wenn du dir ein bisschen Mühe gibst.«

»Scher dich zum Teufel. Warum hast du dich kein verdammtes bisschen geändert in der ganzen Zeit? Warum erzählst du denselben Mist wie damals? Für dich ist immer alles gleich, stimmt's? Keiner wird alt, keiner wird krank, die Dinge enden nicht. Freundschaft, Liebe, Zuneigung, alles dauert ewig. Auch wenn etwas tragisch verläuft, findet sich immer ein positiver Aspekt an der Angelegenheit. Wenn einer Krebs hat, wird ihn diese

Erfahrung sicherlich zu einem besseren Menschen machen. Falls er nicht stirbt, natürlich. Du warst immer schon ein verfluchtes lebendes Handbuch des allerbanalsten Glücks, eines von denen, die im Supermarkt als Mängel Exemplare verkauft werden. Du ekelst mich an, du hast mich immer schon angeekelt, und wenn dieser Abend eine gute Seite hat, dann die, dass ich dir das endlich einmal sagen konnte. Du Arschloch.«

Die Brutalität dieser Worte überraschte mich, und zugleich erschien sie mir wie der natürliche, unvermeidliche Ausgang unseres Treffens. Etwas, was diesem Abend und vielen anderen unausgesprochenen

Dingen, die mir gar nicht bewusst waren, einen Sinn gab.

»Vielleicht ist es besser, wenn wir jetzt schlafen gehen. Wir haben alle etwas zu viel getrunken«, schlug ich deshalb vor.

»Du meinst wohl, *ich* habe etwas zu viel getrunken? Du willst eigentlich sagen, dass *ich* betrunken bin, oder? Aber Gott sei Dank ist das der Fall. Denn so kann ich dir endlich all die Dinge sagen, die ich dir damals nie gesagt habe und die ich dir nie wieder sagen würde, denn das ist das verflucht letzte Mal« – diese Worte sprach er mit größter Deutlichkeit aus, und mir kamen ein paar Szenen mit Al Pacino in den Sinn -, »dass wir uns in diesem Leben

sehen. Denn abgesehen von der Tatsache, dass ich keinerlei Lust habe, dich wiederzusehen, will ich dir eines sagen: Es gibt sie, die Traurigkeit, es gibt Unglück. Die Dinge enden, man wird alt, krank, und irgendwann stirbt man. Oh, und da wäre noch etwas: Auch dir blüht das alles.«

Ich wollte gerade etwas erwidern, reagieren, als mir ein Gedanke durch den Kopf schoss. Es war ein Gedanke, den ich schon oft unterhalb der Bewusstseinschwelle wahrgenommen hatte und der in jenem Moment auf einmal ganz klar und deutlich Gestalt annahm. Ich war immer in gewisser Weise überzeugt gewesen, dass ich von

allem unbehelligt bleiben würde. Krankheit, Unglück, vielleicht sogar Tod. Der, falls er jemals kommen sollte, wie eine Reise anderswohin, ganz sanft eintreffen würde, an einem Frühlingsmorgen, ohne unangenehme Vorahnungen, ohne Schmerzen und ohne Demütigungen. Ich war mir dieser irrationalen Überzeugung nie wirklich bewusst gewesen. Bis zu diesem Augenblick, bis Paolo mir diese Worte sagte. Offensichtlich hatte er mich seit langer Zeit beobachtet, studiert und durchschaut. Ich fragte mich, was ich noch alles über mich erfahren würde.

»Warum reagierst du denn nicht, verdammt noch mal? Und wo wir schon dabei sind, wer hat dich gebeten, dich

einzumischen? Dieser Idiot hatte es auf mich abgesehen, und ich habe doch wohl das Recht, mir die Fresse einschlagen zu lassen, ohne dass du dich einmischst. Aber das hast du ja noch nie geschafft, und das hat nichts mit Nächstenliebe zu tun, wie wir alle wissen.«

»Das erklärst du mir aber jetzt! Ich weiß schon, dass du dich nicht dafür bedankst, dass ich deine Brille und deine Visage gerettet habe. Dazu hätte es diesen Auftritt nicht gebraucht, und *danke* ist noch nie dein Lieblingswort gewesen. Aber ich wüsste doch gern, was du mit dem Unsinn über die Nächstenliebe meinst.«

»Das kann ich dir genau erklären. Wie

alle Egozentriker hast du nie wirklich gelebt. Du hast immer nur eine Rolle gespielt. Und da du dir diese Rolle ausgesucht hast, hast du ihr auch alle möglichen guten Eigenschaften angedichtet, einschließlich der Nächstenliebe. Aber das ist alles nur Schau, alles eine verdammte Lüge.«

Paolo holte tief Luft – er war offensichtlich noch nicht fertig.

Giampiero folgte dem Ganzen fassungslos. Ich schwankte zwischen Staunen und einer distanzierten, fast schon abstrakten Neugier. Wie – und wie weit – würde es weitergehen?

»Weißt du, was Daria über dich gesagt hat?«

In dem Moment, in dem Paolo ihren

Namen aussprach, sprang Daria aus den dunklen Gängen meiner Erinnerung hervor. Klar und deutlich, mit ihrem ironischen Blick, ihrer schneidenden Stimme, in der ein Hauch von Bareser Akzent mitschwang, was sogar etwas durchaus Angenehmes hatte. Ich hatte mich oft – allerdings ergebnislos – gefragt, warum ich mich nie in sie verliebt habe, in diese schöne, intelligente, elegante und sympathische Frau, die noch dazu in mich verliebt war.

Ob sie und Paolo etwas miteinander gehabt hatten, hatte ich mich allerdings nie gefragt. Das war mir nicht einmal in den Sinn gekommen. Doch in dem

Moment, in dem er mir diese grausamen, unerwarteten und wahren Worte sagte, bildeten sich in meinem Kopf die Frage und die Antwort. Bilder und Erinnerungen wurden plötzlich scharf, und alles war auf einmal so klar, dass ich mich fragte, wie ich es damals nicht hatte bemerken können.

»Nein, ich weiß es nicht, sag du es mir. Ich nehme an, du brennst darauf.«

»Sie sagte, du seiest unfähig, Verantwortung zu übernehmen. Sie sagte, du seiest jemand, der angesichts einer schlechten Nachricht einfach das Thema wechselt. Falls du mit ihren Worten nichts anfangen kannst – sie meinte damit, dass du feige bist. Und dann, und daran erinnere ich mich

wortwörtlich, sagte sie, du seiest ein professioneller Lügner, einer der ganz raffinierten, die unschuldig und gefährlich zugleich sind: einer von denen, die überzeugt sind, aus ethischen Gründen zu lügen. Und es in Wirklichkeit aus ureigenstem, scheinheiligem Interesse tun.«

Ich hätte reagieren können. Ich hätte etwas Sarkastisches darüber sagen können, dass Paolo und meine Freundin hinter meinem Rücken diese schmeichelhaften Kommentare über mich ausgetauscht hatten. In den Pausen zwischen anderen, weniger intellektuellen Tätigkeiten.

Aber dazu hatte ich keine Lust. Paolos

Worte waren wie ein Scheinwerfer, der bislang unberührte Ecken meines Bewusstseins ausleuchtete. Und ich hatte keine Lust, diesen Scheinwerfer nur deshalb auszuschalten, weil er von Aggressionen angetrieben wurde.

Als Kind hatte ich viel gelogen. Wegen allem Möglichem und zu jeder Gelegenheit. Ich nehme an, dass ich deshalb log, weil ich mich unzulänglich fühlte. Lügen hatte nichts Spielerisches für mich. Ich dachte mir große und kleine, notwendige und überflüssige Lügen aus, weil ich das brauchte. Ich schien das Gefühl zu haben, dass ich sonst nicht weitermachen konnte. Ich hörte auch dann nicht damit auf, als ich erwachsen war. Lügen war meine Art,

mit meinem Schrecken über die Welt und meiner Angst vor den anderen fertig zu werden.

Ich hatte eigentlich gedacht, dass ich dieses Geheimnis gut gehütet hätte, aber in jenem Moment, nachts um drei Uhr vor dem Petruzzelli, merkte ich, dass dem nicht so war. Ich wusste nichts zu erwidern, und ich weiß nicht, ob Paolo seinen Worten noch etwas hinzuzufügen hatte. Vielleicht wollte er mir erzählen, unter welchen Umständen ihm Daria all diese Dinge – und wer weiß, was noch alles – gesagt hatte. Vielleicht würde ich gleich erfahren, dass Daria, während sie sich darüber beklagte, dass ich sie nicht liebte, mit meinem Freund im Bett war

und ihm brillante Analysen meiner pathologischen Verlogenheit lieferte.

»Schluss jetzt. Ich kann diesen Unsinn nicht mehr hören. Wenn du damit Probleme hattest, hättest du die Sache damals ansprechen sollen. Aber wenn du den ganzen Müll jetzt rausholst, ziehst du nachträglich alles in die Scheiße.«

Giampiero sagte das mit leiser Stimme. Er klang müde, wie jemand, der merkt, dass er etwas – oder alles – falsch gemacht hat und dass es jetzt zu spät ist, um es wieder rückgängig zu machen. Er klang mutlos, traurig und auf einmal überraschend erwachsen und ernst.

Paolo sah ihn erstaunt an, wie einen Untergebenen, den man normalerweise

von oben herab behandelt und der sich zu viel herausnimmt.

»Probleme? Was zum Teufel weißt du schon über Probleme? Was für Probleme hast du denn je gehabt, abgesehen davon, welches Auto du dir als nächstes kaufen oder auf welcher Insel der Malediven du Urlaub machen sollst?«

Giampiero sah ihn an und atmete dann tief durch.

»Du willst wissen, welche Probleme ich außer Autos und dem Maledivenurlaub habe? Meine Tochter ist autistisch. Reicht dir das?«

Die Szene gefror zu einem unerträglichen Standbild. In meinem

Kopf fügten sich die Worte eines Songs zusammen. *La bottiglia spezzata, il liquore versato. Die Flasche zerbrochen, der Schnaps ausgelaufen.*

Es tut mir leid, es tut mir so leid; nicht einmal ich wusste, dass du eine autistische Tochter hast. Du hast es mir nie erzählt, nicht einmal mir, die Male, die wir uns gesehen haben. Ich habe gelesen, dass es Hoffnung gibt, Autismus zu heilen, dass die Forschung schon sehr weit ist. Bestimmt wird deine Tochter gesund. Wie alt ist sie denn? Hast du noch mehr Kinder? Mein Gott. Ich sage nie »Mein Gott«, aber jetzt sage ich es. Wie alt ist das Mädchen? Wie heißt sie? Entschuldige, dass ich immer das gedacht habe, was Paolo jetzt

ausgesprochen hat. Entschuldige unsere erbärmliche Arroganz, unsere Herablassung. Entschuldige uns beide, wir sind arrogante Arschlöcher, Scheißstreber.

Das sagte ich natürlich nicht. Ich sagte gar nichts, denn ich war wie gelähmt vor Verlegenheit und Scham.

Das Schweigen dauerte, solange es dauern musste, und wurde von der beinahe nicht wiederzuerkennenden Stimme Paolos unterbrochen.

»Das tut mir leid. Ich bin betrunken. Vor allem bin ich aber ein Arschloch. Entschuldige. Entschuldigt mich alle beide. Ich habe mich unmöglich benommen, ich weiß nicht, was in mich

gefahren ist.«

Dann senkte er den Kopf, als denke er über das nach, was er gesagt hatte und was er noch hinzufügen wollte. Er entschied sich ziemlich schnell.

»Das ist nicht richtig. Ich weiß ganz genau, was in mich gefahren ist. Und ich schwöre, dass ich mich dafür schäme.«

Giampiero ging zum Auto und setzte sich auf die Kühlerhaube. Er sah merkwürdig gefasst aus, wie jemand, der in einem ganz normalen Gespräch eine kurze Pause macht.

Paolo blieb stehen.

Ich blieb stehen.

Wir wirkten wie drei Schauspieler auf einer absurden Bühne, die auf ihr Stichwort warten.

Es war wie ein Stück, bei dem nach einer unerwarteten Wendung die Beziehungen wechseln und die Hierarchie sich umkehrt.

»Steigen wir ein«, sagte Giampiero endlich, und wir gehorchten, ohne Fragen zu stellen.

Wir schwiegen, bis wir zur Stadtautobahn kamen. Dann antwortete Giampiero trocken und würdevoll auf die Fragen, die ich – wir – ihm nicht gestellt hatten.

»Es war falsch von mir, ich hätte es euch erzählen sollen. Aber ich schämte mich, und ich schäme mich dafür, mich geschämt zu haben. Sie heißt Benedetta und ist vier Jahre alt. Als sie eineinhalb

war, haben wir gemerkt, dass etwas mit ihr nicht stimmte. Ich habe noch eine Tochter, sie heißt Tiziana und ist wunderschön, sie ist sieben Jahre alt und kerngesund. Es gibt Momente, in denen ich fast verrückt werde. Ich versuche, mit Benedetta zu sprechen, aber sie sieht mich einfach nicht an. Ich versuche, sie zum Sprechen zu bringen, mit ihr die Übungen zu machen, die der Neuropsychiater ihr verschrieben hat, und sie sieht mich nicht an, sie spricht nicht, macht die Übungen nicht, sondern klettert irgendwo herum, stellt Gegenstände in einer Reihe auf oder macht andere Dinge, die Kinder wie sie eben tun. In solchen Momenten zweifelst du an deiner Liebe, weil keiner da ist,

sie entgegentzunehmen. Du denkst, dass du selbst nicht existierst, dass nichts existiert. Gar nichts. Manchmal packt mich der Frust, und die Wut, und dann bekomme ich Lust, sie zu schlagen, meine Tochter. In diesen Momenten denke ich, dass sie vielleicht aufhört mit ihren Launen – so sage ich das dann: ›Hör auf mit deinen Launen‹ – und dass sie sich irgendwann wie ein normales Kind verhält. Ich stelle mir dann vor, dass der ganze Albtraum sich in Luft auflöst und das Leben neu beginnt und dass es dem ähnelt, das ich mir immer ausgemalt hatte. Aber nichts ist so, wie ich es mir vorgestellt hatte.«

Er brach kurz ab, um Luft zu holen.

»Jetzt heißt es, dass Autismus geheilt werden kann, und manchmal denke ich, dass sie womöglich in einem Jahr ein normales Leben führen wird und dass mir das Ganze wie ein Albtraum vorkommen wird. Andere Male denke ich, dass ich irgendwann alt und tiefunglücklich sein werde. Wieder andere Male bete ich zu Gott. Das habe ich nie zuvor getan, aber ich habe gesehen, dass es hilft. Ich fühle mich dann wenigstens eine Weile lang besser. Und eine Weile lang scheint es mir, als hätten die Dinge einen Sinn. Das hält nicht lange vor, und den Sinn kriege ich auch nicht zu fassen. Aber es hilft. Nachts, wenn ich glaube, ich halte es

nicht mehr aus, ziehe ich allein los und
hänge seltsamen Gedanken nach.
Manchmal dort, wo wir jetzt hinfahren.«

ELF

»Warum schneit es in Bari nie, Mama?«

Es war der 23. Dezember und es regnete seit Stunden, beständig, penetrant, nervtötend. Ich war sieben Jahre alt und fand es nicht besonders schön, in Bari zu leben.

Ich hätte lieber an Orten gelebt, die ich aus amerikanischen Filmen kannte. In Siedlungen mit Häuschen und Gärten, mit Sportanlagen und Schulen im Grünen. In Orten, wo man im Sommer im Fluss badete und im Winter Schnee von der Einfahrt schaufelte und Schneemänner mit Karottennasen baute.

In Orten wie dem, an dem Paolo lebte, mit seiner amerikanischen Frau und seinen amerikanischen Kindern und seinen nächtlichen Ängsten.

Als Kind hatte ich nie ein Weihnachtsfest mit Schnee erlebt, und auch später nur zwei, drei Male.

»Wir sind im Süden, das weißt du doch. Da ist es nicht kalt genug«, antwortete meine Mutter und sah kurz von dem Buch auf, in dem sie gerade las.

»Hast du denn schon einmal Weihnachten mit Schnee erlebt?«

Das hatte sie, viele Jahre vorher und nicht in Bari. Ein paar Sekunden lag etwas Verträumtes und Fernes in ihrer Stimme, als sie mir das sagte, so dass ich ahnte, dass Mamas Vergangenheit

Geheimnisse barg, von denen ich nichts wusste. Also fragte ich weiter. Um hinter diese Geheimnisse zu kommen, aber auch um dieses vage und ein wenig beängstigende Gefühl loszuwerden.

»Weißt du, ob es hier in Bari an Weihnachten jemals geschneit hat?«

»Ja. Deine Großmutter hat erzählt, dass sie einmal, vor vielen Jahren, noch bevor ich auf der Welt war, am 25. aufgewacht sind, und alles war weiß. Dieses Weihnachten war wunderschön, sagte sie.«

»Ich hätte so gern Weihnachten mit Schnee. Wenn man Glück hat, kann man dann in der Weihnachtsnacht den Weihnachtsmann sehen, wie er mit

seinem Schlitten aus Finnland kommt.«

Ich weiß noch genau, dass meine Mutter an dieser Stelle das Buch beiseitelegte, vom Schaukelstuhl aufstand und zu mir herüberkam.

»Weißt du denn nicht, dass Bari die Heimat des Weihnachtsmanns ist?«

»Was sagst du da, Mama? Der Weihnachtsmann kommt aus Finnland, das habe ich in der *Micky Maus* gelesen.«

»Das ist aber falsch. In Finnland ist nur das Spielzeuglager. Der Weihnachtsmann wohnt in Bari.«

Ich sagte ihr, dass ich das unmöglich glauben könne, und war mir sicher, dass sie mich auf den Arm nahm. Da erklärte sie mir ganz ernst, dass

»Weihnachtsmann« einer der Namen für San Nicola sei, den Schutzpatron von Bari, der in der Basilika in der Altstadt zu Hause sei, nahe am Meer.

Als ich immer noch skeptisch war, zeigte sie mir ein Buch, in dem die Geschichte von San Nicola- Santa Claus – dem Weihnachtsmann also – erzählt wurde. Aus dem Buch ging eindeutig hervor, dass es sich um dieselbe Person handelte. Außerdem gab es auch noch Bilder, auf denen die Ähnlichkeit – wie mir schien – ganz eindeutig zu erkennen war.

»Hör mal, aber wenn der Weihnachtsmann San Nicola ist, warum sagt das dann keiner? Ich habe es in

keiner Kinderzeitschrift gelesen, in keinem Buch. Nicht einmal die Lehrerin hat das gesagt. Wenn es wahr wäre, müssten sie das doch sagen.«

»Keiner spricht darüber, weil es ein Geheimnis ist. Wir gehören zu den wenigen, die davon wissen. Der Weihnachtsmann will seine Ruhe haben, wenn er nach Hause kommt – nach Bari –, weißt du?«

Das klang glaubwürdig, und ich ließ mich überzeugen. Ich war auf einmal merkwürdig aufgeregt. Jetzt war es mir egal, dass es nicht schneite, sondern regnete wie verrückt. Es war mir auch egal, dass der Ort, an dem ich lebte, ganz anders war als in den Filmen.

Ich war einfach froh – so froh, wie

nur Kinder es sein können. Ich hatte entdeckt, dass ich an einem außergewöhnlichen Ort wohnte, ja sogar an einem einzigartigen Ort: dem geheimen Wohnort des Weihnachtsmanns. Das war unglaublich, es war ein Zauber, der mein Leben plötzlich veränderte. Der nur mir gehörte, mir allein.

»Wenn das ein Geheimnis ist, dann darf ich es also keinem sagen?«

Bis heute hat sich mir das Gesicht meiner Mutter fest eingeprägt: wie sie ein paar Sekunden lang nachdenkt, bevor sie antwortet. Während sie mir über die Stirn streicht und mit zwei Fingern eine Haarsträhne, die mir in die Augen fällt,

beiseiteschiebt. Ihr Gesicht hebt sich ab von der dunklen Masse unklarer oder für immer verlorener Erinnerungen.

»Du darfst es nur deinen Kindern sagen, wenn du einmal groß bist. Nur ihnen.«



Ich erzählte diese Geschichte gerade meinen Freunden, als wir beim Flughafengelände ankamen, wo es genauso dunkel war wie damals vor vielen Jahren. Ich weiß nicht, ob ich sie zum Besten gab, weil Giampiero uns von seiner Tochter erzählt oder weil Paolo

über die Legenden der San-Nicola-Basilika gesprochen hatte oder weil es ein Märchen war, das vielleicht den Schmerz dieser Nacht wenigstens ein klein wenig lindern konnte.

Es kam mir vollkommen normal vor, sie zu erzählen, während wir darauf warteten, dass das Flugzeug startklar war.

Zur Einfriedung der Landebahn zu fahren und zuzusehen, wie das Postflugzeug oder der Frachtflieger abhoben, war etwas, was wir mindestens zwei, drei Nächte im Jahr machten, wenn wir durch die Lokale gezogen waren oder Karten gespielt hatten oder von einem Fest kamen. Es war eine Art Ritual, dessen Bedeutung

für uns nur sehr undeutlich zu erkennen war – vorausgesetzt, es gab überhaupt eine Bedeutung.

Es ging so: Wir kamen alle zusammen an, mit höchstens zwei Autos. Manchmal waren auch Mädchen dabei, aber meist waren wir Jungs unter uns. Wir setzten uns auf den Boden vor den Zaun, reichten Bierflaschen und Zigaretten herum und warteten im Dunkeln.

Zu jener Zeit flogen vom Flughafen Bari aus nur Alitalia-Maschinen nach Rom und Mailand, und man ging zu Fuß über das Rollfeld bis zum Flugzeug. Die ganze Anlage wirkte eher wie ein Busbahnhof, nur größer. Die Autos parkten, wo es ihnen passte. Es gab eine

Bar, ein paar Läden und Spatzen, die durch die große Eingangshalle flatterten. Alles in allem eine gemütliche Angelegenheit.

Heute gehen vom Flughafen Bari – einem modernen, effizienten, großstädtischen Gebäude – Flüge überallhin ab, nach Italien, Europa, New York. Es gibt Finger, um zu den Flugsteigen zu gelangen, Bars, Buchhandlungen, Restaurants, Boutiquen. Es gibt ein großes, dreistöckiges Parkhaus, und das Ganze vermittelt die Idee einer beinahe überraschend hereingebrochenen Zukunft.

Die Piste neben der Einfriedung ist allerdings gleich geblieben, und

abgesehen von ein paar Chartermaschinen nach Scharm El-Scheich oder ähnlichen Orten verkehren dort nach wie vor nur das Postflugzeug und die Frachtmaschinen.

Wir saßen auf der Erde, die Luft war klar und unsere Augen hatten sich schnell an die Dunkelheit gewöhnt. Auf der Piste zeichnete sich der Umriss einer Kargomaschine ab, und man sah undeutlich die Bewegungen eines Menschen, der dort arbeitete. Aus dem Auto erklangen die Töne der Cavalleria rusticana – das Intermezzo -, die sich mit der Landschaft vermischten wie ein nächtlicher Duft.

Dann wurde die Musik vom Geräusch

des Flugzeugs untermalt, das sich langsam in Bewegung setzte und auf die Lichter der Abflugpiste zurollte, die wie eine durch die Unendlichkeit schwebende Straße aussah.

Diese Szene war identisch mit der vor vielen Jahren. Das Dröhnen ließ die Musik verschwinden, die Maschine nahm Anlauf, und wenige Meter, bevor die Lichter ausgingen und die Piste wieder im Dunkel versank, stieg sie auf und verschwand zwischen Himmel und Meer.

Ich saß dort mit meinen Freunden, aber ich sah die Szene von außen, so wie jetzt. Sie schob sich über die von vor fünfundzwanzig Jahren, ohne dass ich die heutigen Elemente von den

damaligen und das Wahre vom Erfundenen hätte trennen können.

Ich sah uns drei Männer und dachte, dass es richtig war, dort zu sein, und dass es richtig war, dass Paolo mir diese Dinge gesagt hatte, und dass Giampiero uns seinen heimlichen Kummer gestanden hatte; ich wusste aber auch, dass wir diese Nacht zum letzten Mal zusammen waren, wir drei. Und vermischt mit den Lichtern der Piste und den Schatten der Olivenbäume sah ich – wie es angeblich in den letzten Lebensminuten passiert – noch einmal eine Sequenz aus Abenteuern vor meinem geistigen Auge vorüberziehen: Es kamen Mädchenträume darin vor,

Bücher, Gespräche, wütende Lust, Sport, Filme, Fäuste, Spucke und Tritte ins Gesicht, Besäufnisse und Musik.

Dann waren da noch Angst und Mut, die, wenn sie nicht zusammen auftreten, nichts wert sind. Tatsächlich vorgefallene Dinge mischten sich mit anderen, die ich den Erinnerungen hinzugefügt habe, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, weil das Geschichtenerzählen eine heimtückische, unheilbare Krankheit ist.

All das war in jenem Netz von rechtwinkligen Straßen geschehen, in denen an manchen menschenleeren Sommernachmittagen, wenn der Maestrade weht und die Luft ganz klar ist, jede Ecke einen Fluchtpunkt in eine

verheißungsvolle Unendlichkeit bildet.

ZWÖLF

Der Abend schien zu Ende zu sein.

Giampiero parkte vor Paolos Hotel an der Piazza Moro. Die Bahnhofsuhr zeigte 3.45.

Wir stiegen zum etwa zehnten Mal an jenem Abend aus dem Auto und blieben stehen. Alle drei verlegen. Jeder aus einem anderen Grund, oder auch alle aus demselben.

Paolo umarmte Giampiero, und dann umarmte ich ihn. Unglaublicherweise gelang es mir, ihm leise etwas zu sagen. Ich sei sicher, er würde bald eine Therapie für seine Tochter finden. Diese

Dinge entwickelten sich so schnell, und die Zeit sei immer noch auf unserer Seite, Gott sei Dank. Genauso sagte ich es: »Die Zeit ist auf unserer Seite«, und es klang gut, so, als hätte ich den richtigen Akkord angeschlagen. Er sah mich an, und seine Augen kamen mir vor wie die meines Hundes, als ich ihm einmal einen Dorn aus der Pfote gezogen hatte.

»Willst du noch ein paar Schritte gehen?«, fragte mich Paolo.

Ich nickte. Das war ein natürliches Nachspiel. Auch Giampiero wusste das. Er hob einfach die Hand zum Gruß, stieg ins Auto und fuhr weg.

Als wir allein waren, gingen wir los, in Richtung Brunnen.

»Erinnerst du dich an die Nacht, in der wir hier mit dem Bus losgefahren sind, zum Zelten an den Gargano?«

»Ja, natürlich. Ich wollte nicht mit, ich hatte Zelten immer gehasst.«

»Aber dann hatten wir jede Menge Spaß.«

»*Du* hattest Spaß. In welchem Jahr war das?«

»1982?«

Er antwortete nicht, sondern kickte eine zerknüllte Zigarettenschachtel durch die Luft. Der Wind sprühte das Wasser vom Brunnen in unsere Richtung, und wir stellten uns in den Windschatten.

»Ich war ganz schön peinlich vorhin.«
Beinahe hätte ich reflexartig so etwas

gesagt wie: Mach dir keine Gedanken, du warst eben beschwipst. Aber mir war klar, dass eine Verharmlosung des Vorgefallenen einen Mangel an Respekt bedeuten würde, und so zuckte ich nur die Achseln.

»Ich kannte sie schon vor dir. Daria. Erinnerst du dich?«, sagte er nach einer Weile.

Ich erinnerte mich nicht, aber ich sagte es nicht. Mir kam ein Liedertext in den Sinn. *Quante volte per altri è vita quello che per noi è un minuto. Wie oft ist für die anderen Leben, was für uns nur eine Minute ist.*

»Ich mochte sie unheimlich gern«, sagte er wie zu seiner Entschuldigung.

»Das hast du nie gesagt.«

»Das stimmt. Aber hattest du es nicht gemerkt?«

»Ich glaube, nicht.«

Dann, nach einer Pause: »Ich hoffe, nicht.«

»Am Anfang dachte ich auch, dass du es überhaupt nicht gemerkt hättest. Was ja auch zu deiner Rolle passte. Dann überzeugte ich mich jedoch vom Gegenteil. Ich dachte, das mache es mir leichter, dich zu verachten.«

»Das leuchtet mir ein.«

»Wir sahen uns beinahe jeden Nachmittag zum Kaffee oder manchmal auch abends, wenn du beim Training warst.«

Ich nickte. Dem war nichts

hinzuzufügen.

»Zwischen uns war nie etwas.«

Ich nickte erneut. Mit unbeteiligter Miene, aber erleichtert.

»Aber wir redeten eine Menge, was ja an sich nicht schlimm ist. Das Ärgerliche an der Sache ist nur, dass wir immer über *dich* sprachen.«

»Ich gebe zu, dass dieser Gesprächsstoff, auch wenn er zu meinen Lieblingsthemen gehört, auf Dauer etwas ermüdend ist.«

Er lächelte zum ersten Mal richtig.

»Du Mistkerl. Ich denke das nicht, was ich vorher gesagt habe.«

»Lügner, du denkst es wohl.«

Er wartete ein paar Sekunden.

»Du hast recht. Aber ich denke nicht

nur das. Es gibt noch einen anderen Teil, und ohne den wäre das Bild unvollständig. Bin ich verrückt?«

»Vielleicht nur ein Arschloch.«

Zweites Lächeln.

»Vielleicht bin ich ein Arschloch, richtig. Occam hätte diese Erklärung gefallen.«

»Wie auch immer. Damit du dich nicht unnötig mit Schuldgefühlen quälst – glaub mir, nach einigen Rezensionen, die ich bekommen habe, gibt es nichts mehr, was mich verwunden könnte.«

»Weißt du, dass ich keines deiner Bücher gelesen habe?«

Ich zog fast unmerklich die Schultern hoch, mit einer Geste, die Gleichmut

signalisierte. Kein Problem, sollte das heißen. Das ist nichts, was irgendeine Bedeutung für mich hätte.

Falsch.

In Wirklichkeit hatte ich mich bisweilen gefragt, ob er je etwas von mir gelesen hatte. Ich hatte mir mit Nein geantwortet und jedes Mal einen leichten Groll herunterschlucken müssen. Den hatte ich allerdings so erfolgreich verdrängt, dass ich erst jetzt merkte, dass er sich angehäuft hatte und dass er da war.

»Manchmal passiert es – seit du übersetzt wirst –, dass mich jemand fragt, ob ich deine Bücher kenne. Ich antworte dann immer, dass ich keine Zeit für Romane habe, dass ich lieber

Sachbücher lese und anderen Unsinn. Natürlich lese ich Romane, leidenschaftlich gerne sogar. Ich habe es bisher einfach nicht über mich gebracht, ein Buch von dir zu lesen und nicht einmal, eines zu kaufen.«

»Warum?«, fragte ich. Aber ich kannte die Antwort schon.

»Ich konnte deine Bücher einfach nicht lesen. Ich konnte das Risiko nicht eingehen, dass sie mir gefielen, ich musste meinen Groll pflegen. Verstehst du, was ich meine?«

»Ja.«

»Aber im Geiste habe ich dich rezensiert, mehrmals. Wer war das, der gesagt hat, er lese nie ein Buch, das er

rezensieren soll, um nicht voreingenommen zu sein?«

»Kenne ich nicht. Und was schreibst du in diesen Rezensionen?«

»Stilistisch banal, aber geschickt gemacht. Ein gewitzter, aber im Grunde harmloser Schriftsteller, der nichts bewegt, nichts Neues sagt. In ein paar Jahren wird sich keiner mehr an ihn erinnern.«

»Na, das ist nicht auszuschließen.«

»Du wolltest immer schon Schriftsteller werden. Aber ich habe nie damit gerechnet, dass du das wahrmachen würdest. Es war eben eine von deinen Aufschneidereien, auch wenn nur wenige gemerkt haben, dass sie das waren.«

»Du und Daria, ihr habt es gemerkt. Ihr habt Seminare über meine Aufschneidereien gehalten.«

Er lächelte wieder.

»Als ich hörte, dass du ein Buch geschrieben und sogar veröffentlicht hast, konnte ich das zuerst nicht glauben. Ich dachte, du hättest wahrscheinlich einen Verleger an der Nase herumgeführt. Ich dachte, vielleicht hattest du Beziehungen. Ich habe mir alle möglichen Erklärungen gegeben, nur nicht die, dass du einfach ein schönes Buch geschrieben hast. Dass es wahr sein könnte.«

Dann verstummte er, so, als habe er zwar noch etwas zu sagen, fände aber

nicht die richtigen Worte.

Wir saßen auf der Einfassung der Blumenbeete, die den Brunnen umgeben. Zu unserer Rechten lag der Bahnhof mit seinem Fluss aus Gleisen, die die Stadt in zwei Teile spalten und den Verkehr zum Durchdrehen bringen. Vor uns stand das Hochhaus, das das frühere Gebäude der »Gazzetta del Mezzogiorno« ersetzt hatte.

Es war ein schönes Bauwerk gewesen, das der »Gazzetta«, mit gebückten, steinernen Riesen, die die ganze Struktur zu stützen schienen und ihr eine ernste Wichtigkeit verliehen, die mir ausgesprochen gut gefiel. Es war ein schlimmer Schlag für mich, als sie es abrissen.

Ich weiß nicht, wie lange wir nichts sagten.

»Ich hatte mir immer gedacht, dass du eines Tages aus Bari weggehen würdest. Du sagtest immer, du wolltest in Paris oder New York leben, oder in irgendeiner anderen Metropole der Welt. Was du tun würdest, war nicht ganz klar, aber dass du dort hingehen würdest, schien so gut wie sicher. Du sagtest immer, dass du diese Stadt nicht erträgest und dass der ›amoralische Familismus‹ und der Geschäftsgeist ihrer Einwohner dir zuwider seien. Ich erinnere mich noch, dass du das auch in der Nacht vor deinem Examen sagtest. Du sagtest, Bari sei eine Stadt ohne

Ironie und ohne Melancholie.«

»Das ist ein Satz von Mario Sansone, bei dem meine Mutter studiert hat. Er war ein Schüler von Benedetto Croce und ihr Professor für italienische Literatur.«

»Und jetzt bist du hier. Wie kann jemand behaupten, du seiest kein Schlawiner?«

»Ich bin ein Schlawiner. Aber wollen wir mal über dich reden? Du hast immer gesagt, dass man bleiben muss, um die Dinge zu ändern, die einem nicht passen. Dass es nicht richtig ist, wegzugehen, und dass das einer der Gründe war, weshalb du nicht auf die Elite-Uni in Pisa gegangen bist. Wie kann jemand behaupten, *du* seiest kein Schlawiner?«

Er kicherte.

»Zwei Meister der Konsequenz.«

»Der Schlimmere bin ich. Ich bin Weltmeister in der Disziplin Versagen.«

Und dann erzählte ich ihm die Sache mit Claire.



Ein paar Monate nach meinem Examen lernte ich eine Französin kennen, die zum Studium nach Bari gekommen war. Sie war Archäologin und wollte ihre Doktorarbeit über die vorrömischen Völker in Apulien schreiben: Peukezier, Japigen, Daunien und so weiter. Ich

lernte sie auf einem Fest kennen, und als wir einander vorgestellt wurden, sagte ich zu ihr, wenn sie es leid sei, Italienisch zu sprechen, könnten wir uns ruhig auf Französisch unterhalten. Dann verlor ich sie aus den Augen zwischen all den Leuten, die tranken, rauchten, tanzten, sich berührten. Sie war das schönste Mädchen, dem ich je begegnet war. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, kann ich sagen, sie war das schönste Mädchen, das ich in meinem ganzen Leben kennengelernt habe.

Während ich auf einem Sofa saß und den hitzigen Reden eines Typs lauschte, der gerade den zweiten Joint rauchte und mir erzählte, dass er seit drei Jahren eine Psychoanalyse machte – ohne

Erfolg, dachte ich -, kam sie und setzte sich zu mir. Sie setzte sich auf die Armlehne des Sofas und fragte, ob ich Lust hätte, Französisch zu reden. Ihr Ton klang ein klein wenig herausfordernd. Als wollte sie sagen, wir wollen mal sehen, wie dein Französisch ist, nachdem du so angegeben hast. Aber mein Französisch war gut, denn meine Mutter hatte es mir beigebracht, als ich klein war.

Also unterhielten wir uns – teils auf Französisch, teils auf Italienisch – für die Dauer der Party, bis spät in die Nacht, tranken Wein und rauchten ihre Zigaretten. Als wir uns verabschiedeten, fragte sie mich, ob sie mich anrufen

könne, und ich sagte, ja, das könne sie durchaus, und gab ihr meine Nummer von zu Hause, denn damals gab es noch keine Mobiltelefone. Mit meiner üblichen Geistesgegenwärtigkeit fragte ich sie weder nach ihrer Nummer noch wie *ich* sie erreichen könne.

Das fiel mir erst im Lauf der nächsten Wochen ein, als ich auf ihren Anruf wartete, der nicht kam.

Dann rief mich meine Mutter eines Nachmittags und sagte mit fragendem Blick, am Telefon sei eine gewisse Claire für mich.

An jenem Abend gingen wir aus und sprachen wieder – auf Französisch und auf Italienisch – über eine Menge Dinge. Darüber, was sie vorhatte, was ich

vorhatte, was das Schicksal mit uns vorhatte, über ihren Freund, der in Frankreich war, über meine Freundin, die in Bari war und der ich einen schönen Bären aufgebunden hatte, um an dem Abend mit Claire ausgehen zu können. Über die Form, die die Wellen annahmen, wenn das Scheinwerferlicht der Autos auf sie fiel. Ich hätte gern ihre Hand genommen und sie gestreichelt und ihr gesagt, dass sie das schönste Geschöpf war, das ich je gesehen hatte, und sie dann geküsst. Aber sie wirkte so zufrieden mit unserer Unterhaltung, so freundschaftlich gesinnt. Sie schien derartig froh darüber zu sein, dass wir Freunde waren – vielleicht sagte sie

auch, dass die Männer sich immer auf sie stürzten und wie schlimm sie das fand -, dass ich es einfach nicht über mich brachte. Wir saßen auf den Felsen, mit sicherem Abstand zu der spritzenden Gischt; das Auto stand offen und aus den Lautsprechern ertönten die Dire Straits mit *Tunnel of Love*. Es war ein schöner Abend, und ich dachte, dass es eigentlich egal wäre, ob etwas passierte oder nicht; besser, sie behielt mich in guter Erinnerung, als wenn ich es wie alle anderen bei ihr probierte, zurückgewiesen wurde und alles kaputt machte.

Ich brachte sie zum Studentenheim zurück, und wir trennten uns mit einem Kuss auf die Wange. Ein paar Tage

später rief sie mich an, um sich zu verabschieden. Sie ging nach Frankreich zurück, nach Bordeaux.

Einige Zeit später bekam ich einen Brief; der Poststempel war französisch, der Umschlag mit mehreren Blättern gefüllt. Er enthielt einen langen Brief, halb auf Französisch, halb auf Italienisch verfasst.

Sie schrieb mir, was sie so trieb. Über ihre Arbeit, nach dem Examen, an der Uni. Ihr Freund, ihre neue Wohnung – falls ich nach Bordeaux käme, sei ich ihr Gast – und ähnliche Dinge.

Dann, fast schon zum Schluss: die Frage. Sie hätte sie mir eigentlich an jenem Abend stellen wollen, oder auch

bei unserem Abschiedstelefonat, aber sie hätte nicht gewusst, wie sie das anstellen sollte, oder sich nicht getraut.

»Du wirst diese Frage seltsam finden. Aber mochtest du mich? Ich meine, als Frau. An dem Abend, als wir ausgegangen sind, während wir uns unterhielten, dachte ich, mein Gott, immer baggern dich alle an, und das einzige Mal, wenn du gern hättest, dass es jemand bei dir probiert, dann sitzt der Typ nur brav da, ganz nah neben dir, und redet und redet ...

Jetzt könntest du sagen: Aber warum hast du denn nichts getan, wenn du Lust dazu hattest? Und das wäre eine berechtigte Frage. Aber du schienst so ... wie soll ich sagen, so zufrieden und

freundschaftlich gesinnt. Ich dachte, ich würde mich blamieren. Jetzt, wo ich dir schreibe, weiß ich nicht einmal, ob ich die Antwort wissen will.«

Sie sagte, sie würde jene Nacht jedenfalls nie vergessen. Warum, könne sie nicht genau sagen, aber sicherlich würde sie sie nie vergessen.

Als ich die Blätter niederlegte, spürte ich, wie meine Knie zitterten und wie tief in mir die Gewissheit von etwas nie wieder Gutzumachendem war.

Warum war ich so ein Idiot gewesen? Warum war ich immer noch so ein Idiot?

Ich nahm Stift und Papier, um ihr zu antworten.

Ich liebe dich. Ich bin ein Idiot, aber

ich liebe dich. Jetzt springe ich in den nächsten Zug oder irgendein anderes Transportmittel und komme nach Bordeaux. Verzeih mir, bitte verzeih mir. Wir werden die verlorene Zeit nachholen. Wir werden zusammen ausreißen, nach Amerika vielleicht, und von einer Küste zur anderen fahren. Wir werden ein Cabrio haben und Nächte voller Sterne und endlose Straßen und Ozeanwellen. Wir werden miteinander schlafen, Claire. Ich höre meine Stimme, die immer wieder deinen Namen sagt, während wir uns eng aneinanderschmiegen in dieser unendlichen Nacht. In dieser vierundzwanzigjährigen Nacht, die für uns beide nie vergehen wird. Mein Gott,

wie sehr ich dich liebe. Ich habe dich vom ersten Moment an geliebt, in dem ich dich sah.

Das ist nicht wahr. Ich schrieb nichts von all dem. Besser gesagt: Ich schrieb etwas in der Art auf ein Blatt, das ich dann zerriss und in den Papierkorb warf. Nach vier oder fünf Versuchen setzte ich einen braven, vielleicht sogar mäßig lustigen Brief auf. Brav, mäßig lustig und nichtssagend.

Mäßig und kontrolliert. Ohne Risiko. Scheiße.

Ich sagte mehr oder weniger die Wahrheit, schob alles auf meine Befangenheit. Aber distanziert, ohne mich zu offenbaren. Ohne etwas zu

riskieren, genau wie in jener Nacht.

Genau wie immer.

Ich habe nie mehr etwas von Claire gehört.



»Eine schöne Geschichte. Ich werde wohl nie erfahren, ob sie wahr ist oder ob du sie dir nur ausgedacht hast.«

»Da hast du recht. Das wirst du nie erfahren.«

»Ich habe ein Alkohol-Problem, aber das hast du vielleicht bemerkt.«

Ich nickte wortlos. Klar hatte ich es bemerkt, und dem war nichts

hinzuzufügen.

»Ich weiß nicht mehr, wie es begann. Ich meine, Wein und Bier, ein Glas von Zeit zu Zeit, das habe ich immer gern gemocht. Aber seit zwei Jahren trinke ich oft ein wenig mehr – heute wesentlich mehr – und manchmal habe ich das nicht besonders angenehme Gefühl, dass ich das brauche.«

»Es macht die Angst erträglicher«, sagte ich. Er sah mich eine Weile an, sichtlich erstaunt darüber, dass ich den Grund kannte.

Als er antworten wollte, drehte der Wind, und wir wurden von einem Sprühregen erfasst. Deshalb erhoben wir uns, bevor ein weiterer Windstoß uns erwischte, und setzten uns in Bewegung,

Richtung Via Sparano und Grünanlage der Piazza Umberto. Die früher *Piazza Roma* hieß oder einfach *Der Garten*. Das war früher der Treffpunkt der extremen Linken gewesen, später der Autonomen und der Punks, und in den Siebzigerjahren ein Ort, von dem sich die Faschisten fernhielten. Heute trafen sich dort junge Afrikaner, die ihre Waren anboten und die Mädchen aus Bari kennenlernen wollten.

Einer der schönen Aspekte dieser Stadt ist, dass es hier keinen Rassismus gibt.

»Dann weißt du also, was Angst ist? Verrückt, soll das etwa heißen, dass auch du alt wirst?«

»Das scheint die einzige Methode zu sein, um nicht jung zu sterben.«

»Ich fürchte, ich werde sentimental – vor allem, wenn man bedenkt, was ich vorher zu dir gesagt habe -, aber jetzt merke ich, dass ich doch gern etwas von dir lesen würde. Morgen am Flughafen kaufe ich mir eines deiner Bücher, um zu sehen, ob ich meine Rezension umschreiben muss.«

Wir gingen durch die menschenleere Via Sparàno. Dieser Teil der Stadt war als erster zur Fußgängerzone erklärt worden. Ich war damals neun oder zehn Jahre alt und sehr begeistert von dieser Neuigkeit. Es war großartig, fand ich, nicht mehr auf den Gehsteig verbannt zu

sein, nicht mehr auf die Autos achten zu müssen, auf die Lieferwagen, die Motorräder. Es war großartig, frei – mitten auf der Straße – zu laufen, und das war eines der wenigen Male in meiner Kindheit gewesen, wo ich stolz auf meine Stadt war.

»Gehen wir zu Hause vorbei«, sagte ich. Wir kamen zur Haustür und ich sagte, er solle eine Minute auf mich warten, ich müsse etwas holen. Er nickte, ohne Fragen zu stellen.

Als ich wieder herunterkam, hatte ich ein Exemplar meines ersten Romans in der Hand.

»Das schenke ich dir. Wenn es dir gefällt, kannst du dir ja die anderen kaufen.«

Er sah mir direkt in die Augen. Ich erwiderte den Blick, und in jenem Moment wurde mir klar, dass unsere Jugend endgültig vorbei war. Doch gleichzeitig erschien es mir, als würde sie zu etwas Ewigem, etwas, was uns keiner mehr wegnehmen konnte. Das war eine der seltsamsten Empfindungen meines Lebens: Trauer und Jubel zugleich. Ich fühlte mich lebendig und dankbar, es zu sein, und ich bin sicher – obwohl ich keine Beweise dafür habe –, dass er das Gleiche empfand.

»Du musst mir etwas ins Buch schreiben«, sagte er schließlich.

»Eine Widmung, meinst du?«

»So etwas wie eine Widmung, ja.«

»Die steht schon drin.«

Da schlug er das Buch auf, las, was ich hineingeschrieben hatte, und machte es ganz vorsichtig wieder zu, so, als enthielte es einen zerbrechlichen kleinen Gegenstand. Nachdem er das Buch in die Tasche gesteckt hatte, rieb er sich wieder das Gesicht, wie vorher, mit beiden Händen, als wollte er etwas Hartnäckiges, Unsichtbares daraus entfernen.

»Deine Schrift hat sich verändert«, sagte er.

»Ja, seit ein paar Jahren schon.«

»Man sagt, dass das etwas zu bedeuten hat, wenn die Schrift sich verändert.«

»Das habe ich auch gehört. Meinst du, das stimmt?« Er wartete eine Weile, als dächte er über meine Frage nach und suche nach der richtigen Antwort.

»Ja, ich glaube, das stimmt«, sagte er schließlich.

EPILOG

Die Focaccia nach bareser Art wird mit Weizenmehl, Salz, Hefe und Wasser gemacht. Man bereitet damit einen ziemlich flüssigen Teig zu, den man in eine Form gießt, ihn dann mit Öl, frischen Tomaten und Oliven belegt und im Holzofen backt. Weil der Teig weich ist, sinken die Tomatenstückchen und die Oliven tief ein und bilden kleine Krater, in denen sie sich ausbreiten und die der beste Teil der Focaccia sind. Man isst sie warm, aber nicht heiß, in ein Stück Butterbrotpapier gewickelt, wenn man aus der Schule kommt, am Meer, zum

Abendessen oder auch mittags (oder auch als Pausenbrot oder Imbiss, aber das ist was für Experten): eine schnelle, billige und wunderbar fettige Angelegenheit.

Die Focaccia gehört zu den besten Dingen der Welt. Ich halte mich zurück, sie nicht das Beste auf der Welt zu nennen, um den anderen Dingen noch eine kleine Chance zu geben und nicht im heimatseligen Delirium zu versinken. Es gibt knusprige, dünne Varianten und dicke, weiche, welche, die mit Kartoffeln belegt sind und andere mit Rosmarin oder wieder anderen Zutaten. Die echte Focaccia ist allerdings die mit Tomaten und Oliven und verbranntem Rand und sonst gar nichts. Sie wird

möglichst von einem schön kalten Bier begleitet. Wer Lust auf einen Ausflug in die höheren Kochgefilde hat, der kann den Hochgenuss einer warmen, mit hauchdünner Mortadella gefüllten Focaccia ausprobieren. Die sehr fein aufgeschnittene Mortadella entwickelt beim Kontakt mit dem warmen, reschen Teig ein Aroma, das die Speicheldrüsen durchdrehen lässt.

Im Gegensatz zu vielen guten Dingen, die selten und teuer sind, gibt es die Focaccia in Bari an jeder Ecke, wo ein Bäcker ist. Das heißt überall, und jeder kann sie sich leisten.

Die Focaccia ist in Bari eine Metapher für Gleichheit und eines der

wenigen Symbole (darunter, nicht zu vergessen, auch rohe Miesmuscheln), in denen die Einwohner Baris ihre gemeinsame Identität wiederfinden.

Vor ein paar Stunden hatte Paolo gesagt, was ihm am meisten fehle, sei der Duft der Focaccia.



Mein Schritt war entschieden, so, als habe ich ein bestimmtes Ziel, und das stimmte auch. Paolo fragte mich nicht, wohin wir gingen. Es begann bereits zu dämmern, und vereinzelte Wolken standen am Himmel. Sie verliehen ihm

eine dramatische Färbung, die einem jedoch keine Angst machte. Eine Art heroischer Zweideutigkeit war im Himmel und in meinen Gefühlen.

Bisweilen fuhr ein Auto vorbei.

Nach zehn Minuten schweigendem Fußmarsch waren wir in der Nähe der Bäckerei angekommen. Ich war fast sicher gewesen, dass es sie noch gab, obwohl ich seit Jahren nicht mehr in der Gegend gewesen war. Etwa fünfzig Meter davor erreichte uns der Duft der Focaccia.

Paolo blieb wie angewurzelt stehen. Er hob lediglich ein wenig den Kopf und schloss die Augen. Ich blieb auch stehen und drehte mich zu ihm um. Wir standen eine Weile still da. Paolo schien so viel

wie möglich von dem Duft einsaugen zu wollen, um ihn mit zum Ufer des Lake Michigan zu nehmen.

»Weißt du, dass ich alles geben würde – alles -, um noch einmal einen jener Maitage zu erleben?«

Ohne dass er es mir erklärte, wusste ich sofort, was er damit meinte. Ich nickte leicht; umsonst, denn er sah mich nicht an. Er sah dorthin, in die Ferne, durch die Zeit hindurch, bis zu den weiten und unbezwingbaren Prärien seiner und meiner Jugend.

»Wir kamen hierher, um Focaccia zu kaufen, und fuhren dann ans Meer, nach Capitolo oder Torre Canne. Ich sehe sie vor mir, diese einsamen Strände. Ich

sehe das glasklare Wasser vor mir und kann es spüren, es ist ganz kalt. Solches Wasser gibt es nicht dort, wo ich bin.«

Er rieb sich wieder das Gesicht und schöpfte Atem.

»Und dann der Geruch der Pflanzen, wenn der Schirokko weht. Der Wacholder, der wilde Lorbeer, der Kapernbusch, der Rosmarin und all die anderen Pflanzen, deren Namen ich nicht weiß. Wenn diese Brise dir entgegenwehte und du nass warst und die Maisonne dich wärmte und du eine Gänsehaut hattest und Wassertropfen am ganzen Körper, dann schien alles möglich zu sein. Verdammt, *alles* war damals möglich. Alles war perfekt. Ich würde alles geben, um noch einmal

einen dieser Momente zu erleben, ein einziges Mal. Manchmal denke ich derartig intensiv daran, mit einer solchen Sehnsucht, dass ich es für möglich halte. Dann scheint mir, dass keines der guten Dinge wirklich vorbei oder verloren ist.«

Wer weiß, ob damals wirklich alles perfekt war, sagte ich mir. Laut, aber nur in meinem Kopf.

Wer weiß, bis zu welchem Grad unsere Erinnerungen wirklich mit der Erinnerung zusammenhängen und wie viel sie mit unserer Fantasie zu tun haben und unserem Bedürfnis nach Trost. Durch Lügen, Illusionen, Geschichten. Aber das betraf vielleicht

nur mich. Vielleicht galt das nur für jemanden wie mich, der immer etwas außerhalb des Geschehens stand, etwas unscharf am Rand. Einen, der dem unangenehmen Menschen entsprach, den Paolo vorher bei seinem Gefühlsausbruch beschrieben hatte. Vermutlich hatte er recht, und diese Momente waren für ihn tatsächlich perfekt gewesen.

Oder aber, dachte ich in einer plötzlichen Eingebung, sie waren auch für mich perfekt gewesen, nur dass ich es nicht gemerkt hatte und sie einfach vergehen ließ. Dieser Gedanke versetzte mich in eine beginnende Panik. Falls diese Intuition stimmte, hatte ich das Leben vorbeiziehen lassen, ohne es zu

merken.

Glücklicherweise unterbrach Paolo die lautstarke, wirre, angstvolle Unterhaltung, die in meinem Kopf stattfand.

»Gibt es einen Moment, den du noch einmal erleben möchtest?«

Ich überraschte mich dabei, wie ich antwortete, ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken.

»Erinnerst du dich an das Volksfest bei der Fiera del Levante?«

Das war eine dumme Frage. Für jeden Menschen, der in den Sechziger- oder Siebzigerjahren Kind war in Bari, war September gleichbedeutend mit der Fiera del Levante mit ihrem großen,

bedrohlichen und faszinierenden Volksfest und den Filmen, die um zehn Uhr vormittags von der Rai nur in der Region um Bari ausgestrahlt wurden.

Heute ist es schwer, die Sensation nachzuvollziehen, die das bedeutete, aber damals war das Fernsehen schwarz-weiß, es gab nur zwei Sender, und wenn man den Fernsehapparat versehentlich am Vormittag einschaltete, gab es nur ein starres Testbild, das von einem penetranten, unangenehmen Pfeifton begleitet wurde. Der Zauber der vormittäglichen Filme wurde auch dadurch nicht geschmälert, dass das Repertoire hauptsächlich aus Streifen aus den Fünfzigerjahren bestand, die von Amedeo Nazzari interpretiert wurden

(wenn man das so nennen kann) und so nüchterne Titel trugen wie *Der weiße Engel* oder *Die Herrin von Atlantis*.

»Ob ich mich daran erinnere? Es war einer der Orte, die mich in meinem ganzen Leben am meisten angezogen und erschreckt haben, beides zugleich. Wie der Zirkus.«

»Es gab da ein Mädchen, Laura, die Tochter von Freunden meiner Eltern. Sie war ein paar Monate älter als ich und wunderschön. Sie war natürlich blond, blauäugig und hatte lauter Grübchen, wenn sie lachte. Sie war elegant und biegsam und sympathisch und ... einfach wunderbar. Ich konnte sie nicht ansehen, wenn wir uns bei einem Fest begegneten,

ohne rot zu werden und eine beinahe unerträgliche Sehnsucht zu verspüren. Sie war die Perfektion und deshalb ahnte ich, dass sie für mich restlos unerreichbar bleiben würde.«

Paolo schien etwas sagen zu wollen, verzichtete aber dann darauf und ließ mich weitersprechen.

»Ich war elf Jahre alt, es war September und der Nachmittag mit dem Ausflug zur Fiera del Levante rückte näher, und damit auch das Volksfest. Wir waren zu dritt, meine Mutter, mein Bruder und ich. In der Galerie der Nationen, vor dem Stand irgendeines afrikanischen Landes – ich weiß nicht mehr, welches, aber es gab Trommeln und Elfenbeinschnitzereien und

Schwarze, die mit bunten Gewändern bekleidet waren – trafen wir Laura und ihre Mutter. Die Mütter begrüßten sich, plauderten ein wenig und beschlossen dann, den Besuch gemeinsam fortzusetzen. Als ich begriff, dass das Schicksal mir einen Besuch der Fiera und des Volksfestes praktisch allein mit Laura beschert hatte (mein Bruder war erst sechs und zählte daher nicht), wollte mir das Herz zerspringen vor Glück. Es wurde ein unvergesslicher Nachmittag. Es war das erste Mal, dass ich mit ihr sprach, abgesehen von ›ciao, ciao‹ auf den Festen. Ich entdeckte, dass sie auch noch sympathisch war, überhaupt nicht eingebildet, und dass sie noch toller

war, als ich dachte. Wir kauften ein Brot mit Würstchen im deutschen Pavillon, Zuckerwatte und Aida-Süßigkeiten. Beim Volksfest vergnügten wir uns dann bei verschiedenen Attraktionen.«

»Auch in der Geisterbahn, du alter Schwerenöter?«

»Genau, auch in der Geisterbahn. Ein Teufel sprang plötzlich auf uns zu und sie schrie, klammerte sich an mich, und ich weiß heute noch – als wäre sie jetzt hier -, wie ihr Haar roch, nach Äpfeln, und wie ihr Körper an meinem lag, Zentimeter um Zentimeter. Als wir uns verabschiedeten, gab sie mir einen Kuss auf die Wange und mir wurde schwindlig vor Glück; in der darauffolgenden Nacht konnte ich nicht

schlafen und dachte, dass wir uns verloben würden – vielleicht nicht gleich, ich hatte es nicht eilig -, aber doch später und dass wir dann heiraten und für immer zusammenbleiben würden.«

Ich machte eine Pause, um Atem zu schöpfen und meine eigene Verwunderung über das, was ich erzählte, zu verstehen. Ich widmete auch der traurigen, dicken Frau, zu der dieses Mädchen geworden war, einen kurzen Gedanken, den ich aber schnell wieder verwarf. Das hatte nichts mit dieser Geschichte zu tun.

»Also, diesen Nachmittag würde ich gern noch einmal erleben. Und weißt du,

warum?«

»Warum?«

»Weil er zu den wenigen Malen in meinem Leben gehört, an denen ich wirklich glücklich war und mir dessen auch bewusst war.«

Er nickte ernst, um mir zu verstehen zu geben, dass er tatsächlich verstand, was ich sagte.

»Vielleicht könntest du versuchen, weniger zu trinken«, sagte ich nach ein paar Minuten.

»Ich dachte gerade dasselbe«, sagte er, und jetzt nickte ich ernst, als hätten wir eine Vereinbarung getroffen, der nichts hinzuzufügen war.

Fünf Minuten später saßen wir auf der Kühlerhaube seines Autos, jeder mit

einem Stück warmer, öliger, knuspriger, duftender Focaccia voller Tomaten und Oliven in den Händen. Die beste der Stadt, wie wir bei einem Vergleich vor vielen Jahren entschieden hatten. Auf diesem Gebiet schien sich nicht viel geändert zu haben.

Wir aßen schweigend auf, auch das letzte Stückchen Tomate, das am Papier festgeklebt war. Dann säuberten wir unsere Hände an unseren Jeans, genau wie früher.

Der Himmel hatte sich aufgehellt. Es war jetzt nicht mehr Nacht, aber auch noch nicht Tag.

Paolo holte das Buch, das ich ihm vorher gegeben hatte, aus der Tasche. Er

schlug es auf und las die ersten Worte, oder auch die ersten Zeilen.

»He, das ist gar nicht schlecht. Macht Lust, weiterzulesen.«

»Vielleicht vertreibst du dir damit die Zeit auf der Reise?«

»Die Zeit vertreiben ...«

»Ein idiotischer Ausdruck, du hast recht. Die Zeit vergeht von selber, man muss sie nicht vertreiben. Sie braucht unsere Hilfe nicht.«

Dann machte er das Buch zu und las laut den Titel, meinen Namen, und seine Stimme hing in der Luft wie ein Schlussakkord, unerwartet und doch perfekt.

»Na, dann bis zum nächsten Mal.«

»Bis zum nächsten Mal, ja.«

»Dann tschüss«, sagte er.

»Tschüss«, antwortete ich, legte ihm eine Hand auf die Schulter und drückte sie ein paar Sekunden.

Dann gingen wir auseinander.

Er in die eine Richtung, ich in die andere.

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»Né qui né altrove. Una notte a Bari« bei Editori
Laterza & Figli, Roma-Bari

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2010

Copyright © der Originalausgabe 2008 by Gius.
Laterza & Figli

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by
Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagmotiv:

(getty images) David Tomlinson/Lonely Planet Images

Redaktion: Almut Werner wi · Herstellung: Str.

eISBN : 978-3-641-03928-8

www.goldmann-verlag.de

www.randomhouse.de

Table of Contents

Autor	9
Von Gianrico Carofiglio außerdem bei Goldmann lieferbar:	10
Widmung	11
Inschrift	12
EINS	14
ZWEI	28
DREI	65
VIER	103
FÜNF	153

SECHS	186
SIEBEN	231
ACHT	258
NEUN	293
ZEHN	331
ELF	368
ZWÖLF	384
EPILOG	417
Copyright	437